DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 68

DM 1.50

Österr. S 12, Schweiz Fr. 1.50
Schwed. Kr. 3.50 incl. moms
Italien L 800, Spanien Pts 60
Printed in Germany

APOKALYPTAS erste VISION



Nr. 68

Apokalyptas erste Vision

(Apokalypta-Zyklus - 1. Teil)

Die Gruppe bestand aus fünfzehn Männern. Lieutenant Irvin Stranger führte sie. Der kräftige Mann mit dem Wuschelkopf erinnerte an einen griechischen Athleten. Es war in der Tat so, daß Stranger in den meisten sportlichen Disziplinen einen hervorragenden Platz belegte. Die Sondertruppe, die ihm unterstellt war, hatte den Auftrag, jene kleine Insel näher unter die Lupe zu nehmen, die wie durch Zauberei mitten im Pazifischen Ozean, einige tausend Meilen von Hawaii entfernt, aufgetaucht war. Ein dichter Konvoi von Kriegsschiffen war vor der Insel vor Anker gegangen, um eventuell auftretende Gefahren im Keim zu ersticken. In der Zwischenzelt lag dem Pentagon ein Inhaltsschwerer Bericht vor, aus dem hervorging, daß diese Insel auf keinen Fall in die Reihe jener eingegliedert werden konnte, die gewissermaßen durch vulkanischen Ursprung aus den Fluten stiegen. Obwohl solche Aktivitäten vorausgegangen waren, stand eindeutig fest, daß dieses Eiland schon sehr alt sein mußte. War es der Rest eines früheren, untergegangenen Kontinents, der nun durch unterseeische Eruption mit dem Magma in die Höhe getrieben worden war?

Diese Theorie schien am einleuchtendsten.

Sicher war bisher nur eines. Dieses Eiland, das auf eine Größe von etwa einer Million Quadratmeter geschätzt wurde, barg ein großes und furchtbares Geheimnis.

Viele Soldaten, die unmittelbar nach dem Aufstieg des Kontinents hierher beordert wurden, waren verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

Von den Flugzeugträgern und Schlachtkreuzern hatte man daraufhin zunächst aus respektabler Entfernung Aufnahmen gemacht, die ausgewertet worden waren. Hubschrauber hatten die Insel umkreist und überflogen. Besondere Vorkommnisse hatte es dabei nicht gegeben. Nur die Tatsache, daß sich auf dieser uralten Insel, die nicht wie ein aus Lava geborenes Land erst abkühlen mußte, eine umfangreiche Burg befand, die bizarr und verschachtelt aus zahlreichen Gebäude und Mauern bestand, gab den Verantwortlichen Rätsel über Rätsel auf.

Die eigenartige Burganlage war eindeutig von denkenden Wesen errichtet. Von Menschen? Oder von Geschöpfen, die irgendwann mal in grauer Vorzeit der Erde aus fernen Planeten einen Besuch abstatteten?

Schließlich gab es kaum mehr einen Zweifel daran, daß die frühe Menschheit mit Wesen aus dem Weltall Kontakt gehabt hatte.

Doch alles, was man bisher tun konnte, erschöpfte sich in Hypothesen und Vermutungen. Nach den rätselhaften und grauenvollen Ereignissen, bei denen ganze Schiffsbesatzungen zu Grund gegangen waren, hatte die Einsatzleitung sich entschlossen,

gezielter und noch aufmerksamer als bisher vorzugehen.

Irvin Stranger, dreiunddreißig Jahre alt, erfahren in besonders schwierigen Unternehmen, war beauftragt, Licht in die dunkle Affäre zu bringen und herauszufinden, was aus jenen Menschen geworden war, die bisher diesen Teil der Insel betraten.

Sie waren alle bis an die Zähne bewaffnet. Die einen mit entsicherten Schnellfeuergewehren, die anderen mit Flammenwerfern, wieder andere mit chemischen Sprühstoffen, die einzusetzen waren, wenn alle anderen Waffen versagten.

Darauf abgestimmt war auch die Kleidung der eingesetzten Truppe.

Die fünfzehn Soldaten der Spezialeinheit und Irvin Stranger trugen weiße Schutzanzüge und Gasmasken. Ein Forscher befand sich darunter, der ein Gerät mit sich führte, das mehrere Apparaturen in sich vereinigte.

Er analysierte nicht nur die Luftbeschaffenheit und Zusammensetzung, sondern maß gleichzeitig eventuelle radioaktive Strahlen und war mit einer Sonde ausgestattet, die jede Art von Gift augenblicklich aufspürte.

Der Himmel spannte sich klar und wolkenlos über der geheimnisvollen Insel. Irvin Stranger ging an der Spitze der Gruppe, die sich in einer weit auseinander gezogenen Linie vom Ufer her dem Innenland näherte.

Der Boden war steinig, und nur vereinzelt wuchsen Gräser und Moos.

Vom Ufer her waren es noch rund fünfzig oder sechzig Schritte bis zur der ersten Mauer, hinter der die Häuser aus klobigen, schwarzen Steinen wie angeklebt hingen.

Stranger wußte nicht, wie die Soldaten der ersten Stunde hier im einzelnen vorgegangen war. Er war angewiesen, äußerste Vorsicht walten zu lassen und jede Einzelheit über die vorhandenen tragbaren Funkgeräte sofort mitzuteilen.

Ihr Vorgehen wurde außerdem von drei Helikoptern aus der Luft beobachtet.

Stranger warf aus seinen klaren, blauen Augen einen Blick nach oben. Wie riesige Hornissen schwebten die Maschinen über ihnen. Deutlich waren die Silhouetten des Piloten und der drei bewaffneten Besatzungsmitglieder zu erkennen, die das Terrain von oben beobachteten.

»Wir werden ja bestens bewacht«, murmelte Lieutenant Stranger. »Da kann eigentlich nichts schiefgehen…«

Hier irrte er gewaltig.

Wie nahe er dem Tod war, ahnte er in diesen Sekunden noch nicht…

Die Gruppe blieb auf Hör- und Sichtweite beisammen.

Die Mauern wurde abgetastet, fotografiert und gefilmt. Die schwarzen, klobigen Steine stammten aus Felsformationen, wie es sie in neuerer Zeit nicht mehr gab.

»Diese Insel ist mindestens zwanzigtausend Jahre alt«, hörte Stranger die Stimme von Dr. Saucer über die interne Funkverbindung. Der Archäologe hatte mit einem metallenen Gegenstand einen Stein angekratzt und begutachtete aufmerksam die nun deutlich sichtbaren Schichten. »Aber das widerspricht doch allen Gesetzmäßigkeiten«, murmelte der etwa fünfundfünfzigjährige Mann.

Die Mauern waren bis zu vier Meter hoch, schwarz wie Kohle und wiesen einen Durchmesser von sechzig bis achtzig Zentimetern auf.

Leise säuselte der Wind zwischen den Ritzen und über die Gebäude hinweg und verursachte ein seltsames Geräusch im Innern des weiten, verschachtelt wirkenden Innenhofes, in dem die Luft merklich kühler war.

Hauswände und Mauern warfen tiefschwarze Schatten. In dem gewaltigen Innenhof, der einige tausend Quadratmeter umfaßte und den Umfang einer Stadt besaß, wirkte das irgendwie bedrückend und beängstigend.

Stranger hatte dieses Gefühl der Beklommenheit sofort. Doch er ließ sich nichts merken. Er war schon mit schwierigeren Problemen fertig geworden und überzeugt, es auch diesmal zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu schaffen.

Über Funk gab Irvin Stranger bekannt, daß niemand etwas auf eigene Faust unternahm. »Wir bilden fünf Gruppen zu je drei Mann«, ordnete er an. »Bleibt immer dicht beisammen! Keiner darf den anderen aus den Augen verlieren! Wenn euch etwas auffällt – und sei es auch noch so belanglos – erbitte ich sofortige Meldung. Verstanden?«

Die einzelnen Beteiligten gaben ihre Klarmeldungen durch.

Stranger ließ den Blick in den düsteren Innenhof schweifen.

So etwas wie hier hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Es überkam ihn das Gefühl, auf einen fremden Stern geraten zu sein und eine Stadt zu besichtigen, die Stein für Stein und Haus für Haus miteinander verbunden war. Es sah so aus, als ob es sich hier um eine geschlossene Siedlung handeln würde, die irgendwann mal aus einzelnen Häusern und Straßenzügen bestanden hatte. Zu einem späteren Zeitpunkt jedoch waren die Zwischenräume verschwunden, waren Verbindungsgänge und Anbauten entstanden, die aus diesem Stadtteil eine einzige riesige Festung machten.

Gekrönt wurde dieses Bauwerk durch gewaltige, himmelragende Türme, die rund und eckig, dunkel und wuchtig dem ganzen einen magisch-pittoresken Anstrich gaben.

Erst in großer Höhe begannen die ersten Fenster der Gebäude, die durch Anbauten miteinander verbunden waren. Es sah so aus, als ob ein Architekt einen bizarren, riesigen und sternförmigen Komplex hatte anlegen wollen, dessen Mittelpunkt eindeutig das Zentralgebäude war, eine trutzige, klobige Burg, von der aus es möglich war, alle Häuser, Straßen und Plätze einwandfrei zu überschauen.

Die Burganlage war so vielseitig, daß es vieler Männer bedurft hätte, um einen größeren Bezirk zu inspizieren. Aber gerade das wollte man nun nicht mehr. Den Verantwortlichen kam es darauf an, Schritt für Schritt über die Anlage informiert zu werden und sie sich zu erobern.

Das Ziel des Lieutenants war das erste große Haus, dessen seltsam geformtes Dach entfernt an eine Kuppel erinnerte. Dieses Dach war nach hinten schräg hochgeklappt und klebte an dem klobigen Gemäuer eines gedrungenen, nur noch etwa halbhohen Turmes, der praktisch eine Ruine darstellte.

Ovale Einlasse schienen typisch zu sein für die Bauwerke dieser Gegend.

Stranger steuerte mit seinen Begleitern zu der geschwungenen, ausgetretenen Treppe. Plötzlich verhielt er im Schritt.

Er blickte sich in der Runde um. »Habt ihr’s gehört?«

»Was, Lieutenant?« fragte einer seiner Männer.

Irvin Stranger lauschte.

»Dieses seltsame Geräusch«, fuhr er dann leise fort. Seine Augen befanden sich in stetiger Bewegung. Er starrte in die hintersten dunklen Ecken, als registriere er dort etwas. Unwillkürlich folgten die anderen seinem Blick.

»Da ist nichts«, sagte der Mann zu seiner Rechten wieder. »Das ist der Wind. Der ist die ganze Zeit schon am Heulen. Hier im Innenhof hört er sich so komisch an…«

Stranger schüttelte den Kopf. »Nein, Georg! Das ist es nicht. Das ist nicht der Wind…«

Weiter kam er nicht.

Es ging alles blitzschnell.

Aus dem feinen, rätselhaften Surren, das die Luft in Bewegung setzte, als ob ein riesiger Bienenschwarm unterwegs sei, wurde plötzlich ein ohrenbetäubendes Brausen. Der Himmel verfinsterte sich. Eine große, aufquellende Wolke wuchs über dem Burghof in die Höhe und verdeckte das Blau, das sich eben noch wie ein Zeltdach über ihn gespannt hatte.

Der Hubschrauberpilot, der direkt über dem Zentrum des Innenhofes kreiste und die Männer um Irvin Stranger im Auge behielt, sah es zuerst, doch er konnte nicht mehr entkommen.

Aus der sich zusammenbrauenden Schwärze brach es hervor.

Drei, vier, fünf… sieben schwarze Gestalten auf schnaubenden Pferden preschten aus der Wolkenlandschaft wie Todesboten aus einem fremden, unfaßbaren Reich.

Und es waren Todesboten!

Man nannte sie – die sieben Todesreiter der geheimnisumwitterten Apokalypta.

Was nicht sein konnte, war doch Wirklichkeit.

Der Pilot versuchte die Maschine noch hochzureißen, es gelang ihm aber nicht mehr. Etwas stieß gegen das Heck des Helikopters, und im gleichen Augenblick zerbrach die Glaskanzel, als zwei, drei der unheimlichen, vollkommen in Schwarz getauchten Reiter die langen Schwerter auf die Kanzel herabsausen ließen.

Sie zerbrach in tausend Stücke, und den Menschen im Innern der Kabine flogen die Glassplitter wie wütende Hornissen um die Ohren.

Ratternd drehten die Flugblätter durch, die Maschine wurde kopflastig, überschlug sich und taumelte nach unten. Der weg in das Gemäuer war nicht weit. Da gab es nur einen Zwischenraum von weniger als dreißig Metern.

Die Rotoren krachten in das Mauerwerk. Das alte, morsche Gestein zerbröckelte, die Flugblätter brachen ab. Wirbelnd zischten sie durch die Luft, jagten rasiermesserscharf über die Häupter der im Innenhof stehenden Menschen hinweg und bohrten sich tief in den Boden. Das dabei entstehende Geräusch erinnerte an klagendes Ächzen, als ob das Material bei dieser Aktion in höchstem Maße gequält werde.

Die Schreie der Todgeweihten gingen unter in Krachen und Bersten und im Prasseln der Flammen, die plötzlich aus dem Motor schlugen, die Tanks erfaßte und die zerbrechende Maschine im Nu in einen Feuermantel hüllten.

Rauch und Qualm stiegen auf, riesige Feuerzungen loderten in den Himmel und erhellten den Innenhof auf schaurige Weise.

Irvin Stranger und seine Begleiter kamen nicht mehr dazu, dem Grauen zu entgehen.

Der Mann links neben dem Lieutenant wurde von einem in Flammen gehüllten Eisenteil mitten in die Brust getroffen. Mit markerschütterndem Schrei brach der Getroffene in die Knie und blieb tödlich verletzt liegen. Es gab, für ihn keine Rettung mehr.

Der abstürzende Helikopter krachte in den wuchtigen Turm, der etwa zehn Meter in den Himmel ragte. Die Turmöffnung war breit genug, um die ganze brennende Maschine aufzunehmen. Der Hubschrauber stürzte in die Turmöffnung.

Dann erfolgte eine ungeheure Detonation.

Ein Glutball wanderte in die Höhe. Das Mauerwerk platzte auseinander wie eine reife Frucht, und die Steine wurden mehrere

Meter hoch in die Luft geschleudert.

Instinktiv warf Irvin Stranger sich auf die Erde und suchte hinter einer Bodenwelle Schutz. Entsprechend reagierte sein Begleiter.

Wie eine Feuersäule stiegen die Flammen aus dem Innern des Turmschachtes, als ob da drin ein Höllenfeuer lodere.

Gespenstiger Schein erhellte die Nacht, die durch das gewaltige Wolkengebilde schlagartig entstanden war.

Irvin Stranger und sein Begleiter kamen nicht durch die Steine und durch das Feuer ums Leben, sondern durch die Reiter.

Zwei von ihnen preschten auf die beiden Menschen zu, die am Boden lagen und die Hände instinktiv über dem Kopf falteten, um sich von umherwirbelnden Steinen und Metallteilen so gut wie möglich zu schützen.

Zwei der sieben Geisterreiter Apokalyptas jagten näher.

Die schnaubenden Pferde, schwarz wie die Nacht, mit Augen, die wie Kohlen glühten, berührten mit ihren Hufen den Boden. Der Grund unter Stranger vibrierte, als die Pferde mit vier Beinen gleichzeitig die Erde berührten.

Deutlich war das Traben der Hufe zu spüren.

Lieutenant Stranger warf sich herum, riß den Kopf hoch und starrte auf den Unheimlichen, der mit gezücktem Breitschwert auf ihn zujagte.

Stranger war in vielen, ungewöhnlichen Situationen trainiert worden und deshalb auf außergewöhnliche Vorkommnisse gefaßt.

Was aber hier geschah, setzte ihm zu, reizte seine Nerven und forderte von seinem Organismus das äußerste. Dennoch fand er die Kraft, das Schnellfeuergewehr an sich zu reißen und halbliegend vom Boden auf den Unheimlichen schießen.

In das Prasseln der Flammen und das Poltern der herabfallenden Steine mischte sich das Hämmern der automatischen Waffe.

Die leeren Geschoßhülsen flogen an Strangers Seite auf den steinigen Boden, und der Mann spürte ihren Schlag gegen Waden, Schienbein und Schenkel, außerdem den Druck der hämmernden Waffe gegen die Hüfte. Sein rechter Zeigefinger schmerzte unter dem Druck, der auf dem Abzugshahn lag.

Stranger führte das Mündungsrohr hin und her, mehr als hundert Schüsse trafen Pferd und Reiter.

Er sah deutlich, wie die Geschoßgarben Kopf und Brust des Tieres durchdrangen und sich in den Leib des Mannes bohrten, der auf dem Pferd saß und in eine pechschwarze Rüstung gekleidet war.

Aber das Pferd brach nicht zusammen, und der Reiter stürzte nicht vom Sattel…

Kalter Schweiß perlte auf Strangers Stirn, der gekommen war, um das Geheimnis dieses Inselteils zu erforschen, der nur ein Stück eines

riesigen Kontinentes war. Einst, vor mehr als zwanzigtausend Jahren, trug er den Namen Xantilon.

Irvin Stranger wußte nichts von Xantilon und nichts von den Dingen, die damals die Priester der weißen und schwarzen Kaste zu Todfeinden werden ließen und die Macht der Dämonen voll zur Wirkung brachten.

Irvin Stranger wußte nichts von Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin, die sich bereit machte, ihre Wiederkunft auf der Erde vorzubereiten.

Ihre Vorboten hatte sie bereits geschickt…

Irvin Stranger sollte auch nie erfahren, was sich hier abspielte und warum es sich abspielte.

Da war der Reiter über ihm. Das Pferd vermied die Berührung und umsprang das Hindernis. Halb in der Drehung schoß Stranger wie ein Irrsinniger, als der Reiter sich nach vom beugte und sein großes Schwert ruckartig auf den den am Boden Liegenden stieß.

Alles in dem Lieutenant wehrte sich gegen das, was er sah und erlebte. Die Projektile durchbohrten die Körper, aber sie brachten sie nicht zu Fall.

Was immer da auf ihn zukam, aus einem schwarzen, brodelnden Himmel, konnte nicht aus Fleisch und Blut sein.

Es war ein – Spuk!

Ein Ereignis, das ihm zum Schicksal wurde. Das Schwert traf ihn mitten ins Brustbein.

Gurgelnd fiel Stranger zurück. Im Sterben noch umspannte sein Finger den Abzugshahn des Schnellfeuergewehrs, und es verließen mehr als dreißig Schüsse das heiße Mündungsrohr.

Die Projektile durchschlugen den Pferdebauch, ohne den geringsten Schaden anzurichten.

Genausogut hätte man in Nebel, in Luft oder in eine Wolke schießen können.

Es schien, als wären Pferd und Reiter ein Teil des Wolkenberges, der sich weiter herabsenkte und aus dem die restlichen Todesboten sprengten wie die geistigen Geschöpfe einer finsteren Macht, durch magische Befehle gerufen und roboterhaft handelnd.

Mit der Waffe in der Hand starb Lieutenant Irvin Stranger. Sekunden später sein Begleiter, der sich noch voller Entsetzen auf die Beine erhob und wie von Furien gehetzt davonjagte.

Sein Verfolger preschte hinter ihm her und stieß ihm das lange, schwarze Schwert zwischen die Schulterblätter.

Der Mann fiel nach vorn und blieb mit dem Gesicht im Staub des alten Innenhofes liegen.

Apokalyptas Todesboten waren da.

Sie gaben sich nicht mit den beiden erlegten Opfern zufrieden. Da waren noch andere, zum Teil im Hof, zum Teil damit befaßt, in die

ersten Gebäude einzudringen, um die rätselhafte Finsternis im Innern der Mauern zu erkunden.

Doch Apokalyptas Todesboten machten einen Strich durch diese Rechnung.

*

»Wir haben einen Sieg errungen, der uns wieder atmen läßt«, sagte der großgewachsene Mann mit dem blonden Haar und dem gebräunten Gesicht des Abenteurers. »Sequus' Pläne sind durchkreuzt. Nun heißt es, sich jener Dinge anzunehmen, die darauf warten, erledigt zu werden. Wir sind frisch und ausgeruht und können mit neuer Kraft an die noch bevorstehenden Aufgaben herangehen…«

Diese Worte wurden im Thronsaal jenes Tempels unter freiem Himmel in der Bucht zwischen K'hor Shan und dem wiederaufgetauchten Nordteil Xantilons gesprochen.

Der Mann, der sprach, war – Björn Hellmark. Der junge Deutsche hatte seine Freunde um sich geschart.

Dies waren Rani Mahay, der Inder, der große, glatzköpfige Mann mit dem Herzen eines Jungen und der Kraft eines Löwen. Mahay war imstande, durch bloße Willenskraft Raubkatzen zu zähmen, und er wandte die Fähigkeit auch dann an, wenn ihm übelgesinnte Menschen ans Leder wollten. Mit zur Gruppe gehörte seit neuestem auch wieder Arson, der Mann mit der Silberhaut, der aus der Zukunft stammte und durch Carminias beherztes Eingreifen aus den zeitlosen Netzen des Sargassomeeres in einer von Dämonen beherrschten Welt gerettet worden war. Arson hatte sich entschlossen, bei Hellmark zu bleiben, um gemeinsam mit ihm im Kampf gegen Molochos und dessen Schergen anzutreten, die immer dreister wurden und immer unheimlichere Taten vollbrachten, um Angst, Schrecken und den Tod zu bringen.

Unter denen, die sich hier aufhielten, befand sich auch Carminia Brado, die hübsche, charmante Brasilianerin, die Björn Hellmark auf dem Karneval in Rio kennenlernte und in die er sich verliebte. Seit jener Zeit begleitete die attraktive Südamerikanerin ihn auf all seinen Wegen.

Der letzte im Bund war Pepe. Ein halbwüchsiger Junge mit schwarzem Lockenkopf und schokoladenbrauner Haut. Er war noch etwas dunkler als Carminia. Björn Hellmark war nicht sein Vater, Carminia Brado nicht seine Muter und dennoch sah er in ihnen seine Eltern. Hellmark fand ihn in Yukatans Urwäldern, in die der Junge geflüchtet war, weil die Einwohner des kleinen Urwalddorfes der Ansicht waren, in Pepe hause der leibhaftige Teufel. Pepe verfügte über gewisse parapsychische Fähigkeiten ähnlich denen Uri Gellers,

und war deshalb seinen Artgenossen aufgefallen.

Am Anfang war es noch so gewesen, ’ daß Pepe bei besonders starken Temperamentsausbrüchen seine parapsychische Veranlagung nicht unter Kontrolle halten konnte und sich dann in seiner Nähe Messer und Gabeln verbogen, Glühbirnen zerplatzten oder bei Fahrzeugen einfach die Motoren ausfielen. Unter der geschickten Anleitung Björn Hellmarks, Rani Mahays und Carminia Brados hatte der Junge schließlich gelernt, mit seinen Kräften umzugehen und sie gezielt einzusetzen. Das hatte sich in manchen Fällen schon zum Segen für diese kleine, verschworene Gemeinschaft ausgewirkt.

Durch den Ursenkönig Sequus, der bis vor wenigen Stunden noch hier im Tempel regiert hatte und dessen verdorrter Leib von Björn Hellmark inzwischen in der Erde beigesetzt worden war, wußte er, daß der Angriff der Dämonen in ein neues Stadium getreten war.

Molochos, der Dämonenfürst, wollte in jener Stunde zurückkehren, in der Apokalyptas sieben schwarze Todesboten ihren Ritt begannen.

Im Palast des Sequus’ gab es einen Thron, der eine bedeutsame Geschichte hinter sich hatte. In seinen sieben Stufen hatte es zuletzt noch fünf, an faustgroße, geschliffene Brillanten erinnernde Siegel gegeben, die man die ›Siegel der Apokalypta‹ nannte. Noch ehe Hellmark diesen Thron zu Gesicht bekam, war bereits ein Siegel erbrochen gewesen. Wie es dazu gekommen war, wußte niemand…

Er hatte verhindern wollen, daß auch die restlichen sechs Siegel von jenen erbrochen wurden, die dazu prädestiniert waren. Er war selbst Zeuge geworden, wie ein zweites Siegel von jenem ersten schwarzen Reiter aus dem Stein geschlagen wurde und sich durch diese Aktion ein zweiter Gespensterreiter in das Leben schmuggelte, das ihm offensichtlich schon lange nicht mehr gehörte.

Hellmark selbst hatte es mit eigenen Augen gesehen, als zwei der unheimlichen Reiter versuchten, sein Leben auszulöschen.

Nur durch Pepes Hilfe, dessen parapsychischen Fähigkeiten sie nichts Gleichwertiges entgegensetzen konnten, war ihm bekannt geworden, daß die schwarzen Rüstungen, hinter denen er unheimliche Gegner erwartete, in Wirklichkeit leer waren.

Eine außergewöhnliche, geistige Kraft war in diesen Hüllen gefangen und von einer Bedeutung, über die jetzt im Moment nur Vermutungen angestellt werden konnten.

Nachdem sie das Abenteuer mit Sequus erstaunlicherweise erfolgreich hinter sich gebracht hatten und einen leibhaftigen Dämon, der sein Eigenleben Rha-Ta-N’my zuliebe aufgab, ausgeschaltet hatten, war es Zeit, sich auf die Suche nach dem Thron zu machen, den Whiss, der kleine Kobold aus dem Mikroreich, zuletzt gesehen hatte.

So brachen sie auf.

Alle waren mit von der Partie. Auch Carminia Brado und Pepe,

obwohl sie beide wieder in den Garten des Hestus' zurück wollten, wo Carminia einige erstaunliche Entdeckungen gemacht hatte, von denen sie glaubte, daß sie sich für alle zum Vorteil auswirkten.

Die hübsche Brasilianerin hatte inzwischen festgestellt, daß sie vor mehr als zwanzigtausend Jahre gelebt hatte. Damals war sie Loana, die Tochter des Hestus' gewesen. Bei Hestus handelte es sich um einen Herrscher über ein Reich des Friedens und der Harmonie. Durch den Einfall von Dämonen und bösen Geistern war das Volk innerhalb kürzester Zeit beachtlich dezimiert worden. Hestus war mit einigen Getreuen, die die weißmagischen und göttlichen Kräfte erforschten und in den Dienst des Guten stellten, in ein unterirdisches Reich geflohen und hatte dieses Land mit kraftvollen Siegeln versehen, die von außen nicht erbrochen werden konnten. Dabei war das System so einfach wie nur irgend denkbar. Jeder, der guten Willens war, konnte eindringen. Wer es nicht war, dessen Leib zerfiel. Er konnte die Grenze einfach nicht überwinden.

In den paradiesisch-magischen Gärten des Hestus' gab es einen Tempel, der von sieben, blasenähnlichen Gebilden umlagert wurde, die sieben riesige Gesichter darstellten. Sie gehörten den sieben Hauptdämonen um Rha-Ta-N'my. Bis vor kurzem war auch dort das Gesicht des Ursenkönigs Sequus, jenes Fischmonsters, zu sehen gewesen. Doch mit Sequus' Tod war auch dessen Antlitz aus der riesigen, schillernden Blase verschwunden.

Durch die Entdeckung des Gartens in der Tiefe dieser von Sequus beherrschten Welt war ein Ereignis allerersten Ranges eingetreten. Hellmark wurde zum ersten Mal in seinem Leben mit den Gesichtern seiner unmittelbaren und gefährlichsten Gegner konfrontiert. Dabei machte er die Entdeckung, daß es viele gab, von denen er bisher nur eine schattenhafte Vorstellung hatte.

Zu seinem Todfeind Molochos, zu der geheimnisvollen Mandragora und Phantoma waren völlig neue Namen, wie diejenigen des Ustur und Myriadus, hinzugekommen. Welche Bedeutung gerade diese Gegner in seinem Leben noch gewannen, darüber konnte Björn und seine Freunde nur Vermutungen anstellen.

Nach dem Sieg über Sequus hatte zuerst die Suche nach dem Thron und die Feststellung, ob Molochos eventuell schon gekommen war, Vorrang.

Whiss, der auf Rani Mahays Schulter thronte und sich triumphierend in der Runde umsah, erklärte seinen Begleitern, wo er den Thron zuletzt gesehen hatte.

Der Weg dorthin war nicht weit.

Über gewundene und große Treppen ging es mindestens zwei Etagen tiefer in den Fels, der ein einziges, hohles Bauwerk darstellte, in dem sich Gewölbe- und Säulengänge abwechselten.

Einen Teil dieses Reiches von Sequus hatten Rani Mahay und Björn Hellmark bei ihren vorangegangenen Abenteuern schon kennengelernt.

Auf dem Weg in das Gewölbe, wo laut Whiss' Hinweis der Sequus-Thron sich befand, streiften sie auch jene Halle, in der Björn und Rani von den riesigen, blasenähnlichen Gebilden überfallen und durch die Magie des Ursenkönigs in höher gelegene Räumlichkeiten transportiert worden waren.

Jener Strom des magisch-verderbten Wassers war versiegt. Es schien, als wäre mit Sequus ein Großteil der tödlichen Gefahren ebenfalls verschwunden.

Ungehindert und ohne auf einen einzigen Fischmenschen zu treffen, kamen Björn und seine Freunde in dem Gewölbe an, wo der Thron stand.

Als sie um die Ecke bogen, prallte Hellmark zurück, als würde er gegen eine unsichtbare Mauer stoßen.

»Zu spät«, entrann es seinen Lippen, und sein Gesicht wurde hart, als wäre es aus Stein gemeißelt. »Wir kommen zu spät. Seht euch das an…«, da bedurfte es keiner weiteren Worte, keiner zusätzlichen Erklärungen. Die Dinge sprachen für sich.

In den schmalen Vorderseiten der sieben Stufen befand sich jeweils eine tiefe, schartige Mulde. Das spiegelförmige Etwas war – man sah es ganz deutlich – mit Gewalt herausgebrochen worden.

Irgend jemand, irgend etwas – hatte in der jüngsten Vergangenheit die Gelegenheit genutzt, die Siegel zu erbrechen, an denen ein so unheimliches und gewaltiges Wirken klebte.

Waren es Ursen gewesen, die, als sie merkten, daß Sequus' Macht schwand, die Siegel erbrachen?

Unwillkürlich ging Björn Hellmark auch dieser Gedanke durch den Kopf.

Aber ebenso schnell, wie er ihm gekommen war, verwarf er ihn auch wieder. Es gab eine Gesetzmäßigkeit, an die sich diejenigen halten mußten, deren Leben mit der Wirksamkeit und dem geheimen Inhalt der Siegel aufs engste verbunden war.

Das waren die schwarzen Todesboten der Apokalypta.

Immer wer neu aus dem Nichts gerufen worden war, hatte die Möglichkeit, mit seinem speziellen Schwert ein weiteres Siegel zu erbrechen. In den Stunden, als Sequus den Freunden das Leben zur Hölle machte und alles darauf hinwies, daß Rani, Björn, Carminia und Pepe nie wieder die unheiligen Hallen des Ursenkönigs verlassen würden, mußten sich Dinge ereignet haben, die Björn notgedrungenerweise entgingen.

Als es zum großen Zusammenstoß mit dem Ursenkönig kam, waren die sieben apokalyptischen Reiter nach und nach in diese Welt

gekommen, hatten sich formiert und befanden sich jetzt…

»Wo können sie sein?« fragte Rani Mahay mit dumpfer Stimme.

»Sie haben einen Auftrag«, entgegnete Hellmark. Er blickte sich in der Runde um und starrte in die düsteren Ecken der Gewölbe, als würde er dort die Feinde vermuten. »Sie haben sich unsere Vernichtung aufs Panier geschrieben. Und sie werden nicht eher ruhen, bis sie's geschafft haben…«

»Dann müssen wir ihnen zuvorkommen«, schaltete Arson, der Mann mit der Silberhaut, sich in das Gespräch ein.

»Das ist leichter gesagt als getan«, nickte Hellmark. »Wenn wir wüßten, wo sie sich aufhalten, wäre es besser…«

»Sehen wir uns doch hier unten etwas näher um«, warf Carminia Brado ein.

»Vielleicht brauchen sie geraume Zeit, um sich zu formieren, und sie halten sich versteckt. Vielleicht warten sie auch nur auf eine günstige Gelegenheit, um über uns her zu fallen. In diesem Fall…«

»In diesem Fall, Schoko«, unterbrach Björn, »wäre es besser, du würdest dich mit Pepe in die Gärten des Hestus zurückziehen. Dort weiß ich dich in Sicherheit.«

»Loana fürchtet keinen Gegner«, bemerkte sie lächelnd. »In meinem ersten Leben konnte ich mit dem Schwert umgehen, wie du es als Kaphoon konntest. Der Kampf gegen jede Gefahr, das Beherrschen vieler Waffen war mir in die Wiege gelegt. Ich werde keine Furcht haben, dich zu unterstützen, wo es nötig sein wird.«

»Aber im Moment bist du ohne Waffe. Mit bloßen Händen kannst du nichts gegen die schwarze Brut ausrichten.«

»Da allerdings hast du recht, Björn. Ich glaube jedoch – Hinweise gibt es genug –, daß in den Gärten meines ersten Vaters manches auf mich wartet, was dir und mir, was uns allen im Kampf gegen die Mächte des Bösen einen großen Schritt voranbringen wird. Und so gesehen ist es vielleicht doch besser, wenn ich mit Pepe dorthin zurückkehre und meine Untersuchungen wieder aufnehme, wo ich sie unterbrochen habe.«

Genauso geschah es.

Hellmark ließ Macabros entstehen. Er faßte Carminia und Pepe bei der Hand, der ebenfalls heftig protestierte, und im nächsten Moment verschwand er mit ihnen gemeinsam aus dem Gewölbe.

In Gedankenschnelle brachte er die geliebte Frau und seinen Adoptivsohn zurück in die unterirdischen Gärten, wo die Luft so mild, das Licht so sanft und ein künstlicher, unbeschreiblicher Himmel eine so heitere Atmosphäre bewirkten.

Trotz der Gefahr, die offensichtlich im Unbekannten auf sie lauerte, fühlte auch Hellmark in seinem Herzen jene Heiterkeit, die ihm Kraft und Mut verlieh. Sequus magische Kräfte hatten sich aus

dieser Welt gelöst, und sie hemmten seine eigenen Fähigkeiten nicht länger. Er konnte auch hier, in jener Bucht K'hor Shans, Macabros, seinen Doppelkörper, entstehen lassen und sich damit an zwei Orten zu gleicher Zeit aufhalten.

Davon machte er auch jetzt Gebrauch, als er sich mit Macabros aus den unterirdischen Gärten des Hestus löste.

Carminia fühlte sich wie zu Hause. Und daß sie Pepe an ihrer Seite wußte, nahm ihr die Angst, dem Jungen könnte während der Auseinandersetzung mit den wahrscheinlich irgendwo im Gewölbe lauernden Gegnern etwas zustoßen.

Björn Hellmark holte Macabros nicht in das Gewölbe zurück, in dem er sich zusammen mit Rani Mahay und Arson aufhielt.

Während er gemeinsam mit seinen Freunden die nähere Umgebung erkundete und aufmerksam nach den vermutlich schwarzen Todesreitern Ausschau hielt, materialisierte sich sein Ätherkörper Macabros viele Meilen entfernt in den Fluten des Pazifik, jenseits der Bucht zwischen dem wiederaufgetauchten Teil Xantilons und K'hor Shans. Er wollte dort zur gleichen Zeit überprüfen, ob sich auf dem Meeresboden vielleicht nicht doch noch große Ursenheere sammelten, um den Schlag auszuführen, den sie zusammen mit Sequus vorbereitet hatten.

Macabros kam auf dem Meeresgrund an. Die unendliche Stille des Ozeans hüllte ihn ein. Der Doppelkörper, der Hellmarks Leib wie ein Ei dem anderen glich, wurde von der unterseeischen Strömung wie ein Fremdkörper mitgezogen. Er tauchte auf zwischen Fischschwärmen, die erschreckt und blitzschnell auseinander zischten, als dieser Mensch zwischen ihnen erschien.

Macabros bestand aus einer feinstofflichen Substanz. Sie war mit Geist und Seele erfüllt, aber nicht angewiesen auf die Arbeit der Organe, die es in diesem Doppelkörper auch nicht gab. Macabros war gewissermaßen ein geistiges, materialisiertes Abbild seines eigenen Ichs. Mit ihm konnte er in die heißesten Feuer seinen Fuß setzen, ohne zu verbrennen. Er konnte in die Tiefen des Weltalls eintauchen ohne Schutzanzug, und er würde doch weder auf der einen Seite von der Sonne gebraten, noch auf der anderen zu einem Eisklumpen gefrieren.

Er brauchte keinen Sauerstoff – wie in diesem Fall, als er über den Meeresboden glitt, um Ausschau zu halten nach geflohenen Ursen, den Fischmenschen, die sich vorgenommen hatten, die Schiffe auf den Weltmeeren zu zerstören und die Herrschaft über die Ozeane anzutreten.

Macabros suchte viele Bezirke auf. Björn Hellmark, frisch und ausgeruht wie er war, gab seinem Doppelkörper immer wieder neue Impulse, löste ihn auf und versetzte ihn um mehrere hundert Meilen

an einen anderen Ort.

Auf dem Meer entdeckte er weder eines der unheimlichen, an einem stilisierten Hai erinnernden Flugschiffe der Ursen, noch einen der Fischgesichtigen selbst.

Innerhalb weniger Stunden hatten mehrere zehntausend, vielleicht sogar mehrere hunderttausend Angehörige des Volksstammes der Ursen die Flucht ergriffen, weil sie keinen König mehr hatten, dessen Befehle sie ausführen konnten.

Waren die Ursen in die Mikroweit zurückgekehrt, aus der Sequus sie rief?

Dann existierte ein Fluchtweg, der für den Notfall eingerichtet worden war.

Hellmark und damit Macabros waren auf reine Spekulationen angewiesen. Doch wie die Dinge sich jetzt darstellten, schien es tatsächlich so zu sein, daß die Ursengefahr für die Menschen gebannt war.

Um so besser…

Da hatte er mehr Ellenbogenfreiheit für die schwarzen Reiter und vor allem für – Molochos, dessen Ankunft mit dem Werden der schwarzen Todesboten zur gleichen Stunde erfolgen sollte.

Während Rani, Arson und Björn aufmerksam ein Gewölbe nach dem anderen durchsuchten, führte Björn mit Macabros seine Exkursionen weiter, um sich schnellstens auf seine unnachahmliche Weise Informationen zu verschaffen.

Es wäre jetzt ein leichtes gewesen, daß sie alle nach Marlos, auf die unsichtbare Tabu-Insel, wo Dämonen nie Einfluß nehmen konnten, gegangen wären. Aber was nützte ihnen die volle Sicherheit, wenn die feindlichen Mächte sich weiter ungehindert ausbreiten und zu einer stetigen und immer stärker werdenden Gefahr wurden?

Björn war froh, daß er die Freiheit wieder gewonnen hatte, mit seinen Fähigkeiten die Feuerinsel zu verlassen und von hier aus in die sichtbare Welt der dritten Dimension und damit auch in die unsichtbare Welt seiner Insel ohne die geringste Schwierigkeit einzutauchen. Dies war nämlich in der jüngsten Vergangenheit leider nicht mehr der Fall gewesen, solange Sequus' magische Kraft seine Wirkung zeigte.

Björn Hellmark versetzte seinen Doppelkörper Macabros auf die Spitze der Insel Xantilon, die vor kurzem aus den Fluten des Meeres aufgetaucht war.

Die bizarre Burg, deren Entstehen er als Gefangener des Ursenkönigs beobachten konnte, war dabei von besonderem Interesse für ihn. Schließlich wiesen alle Zeichen darauf hin, daß in dieser Burg Molochos, sein Todfeind und enger Vertrauter der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my, seinen Einzug halten würde.

Er kam mitten hinein in die furchtbaren Rauchwolken, die diesen Teil der Insel einhüllten, als würde alles in Flammen stehen.

Er sah den lodernden Feuerschein in unmittelbarer Nähe der zerklüfteten Steilküste und die brennenden Benzinlachen zwischen den wie bizarre, urwelthafte Zähne aus dem Wasser ragenden Felsen.

An den brennenden Metall- und Plastikteilen erkannte Macabros sofort, um was es sich hier handelte.

Helikopter!

Insgesamt waren es drei Stück, die ein Raub der Flammen wurden.

Es sah gerade so aus, als wäre von einem der abseits liegenden Schiffe eine Geschoßgarbe herübergefetzt worden, um die Hubschrauber zum Absturz zu bringen.

Doch das war natürlich Unsinn.

In Turmnähe und am Strand lagen verschmorte Leichen.

Für sie kam jede Hilfe zu spät.

Auch für die Menschen im Innenhof konnte Macabros nichts mehr tun. Sie waren von Schwertern durchbohrt worden.

Das Grauen und der Schrecken, die Hellmarks Doppelkörper empfanden, wurden uneingeschränkt an das Bewußtsein des Originalkörpers weitergegeben.

So wußte Hellmark nicht nur, was sich in seiner unmittelbaren Umgebung abspielte, was er hier sah und hörte, sondern auch alles, was Macabros in irgendeiner Form mit seinen Sinnen registrierte.

Hier hatte jemand massiv eingegriffen.

Macabros konnte sich denken, was sich abgespielt hatte, ohne dabei jedoch über Details Kenntnis 2x1 erhalten. Es war nur natürlich, daß Soldaten und Forscher auf die Insel kamen, um herauszufinden, was es mit ihr auf sich hatte. Schließlich war es nicht alltäglich, daß ein Eiland aus dem Meer emporstieg, das viele tausend Jahre alt war und die Spuren einer früheren Zivilisation trug. Da mußte man natürlich wissen, was vorging…

Die Männer, die hierher kamen und nun tot am Boden lagen, waren dem Grauen begegnet.

Den schwarzen Todesboten der Apokalypta? Oder – Molochos Soldaten? Auch das war möglich. Denn: Wenn Molochos, wie es prophezeit war, tatsächlich zurückkehrte, würde er nicht allein kommen. Die Zeit von damals, die Zeit vor zwanzigtausend Jahren, würde wiederentstehen, heute in der Gegenwart, in dieser Stunde…

Die Körper waren noch warm. Die Menschen am Boden konnten noch nicht lange tot sein.

Macabros entdeckte noch mehr. Die meisten lagen in einer dunklen Ecke, wo eine Mauer und eine Hauswand spitz zuliefen. Einige hatten noch versucht, im Innern der klobigen Gebäude Zuflucht zu nehmen. Doch ihre Verfolger waren schneller gewesen.

Macabros entdeckte Geschoßhülsen und sah, daß viele Schüsse auf die unheimlichen Gegner abgegeben worden waren.

Doch keine der menschlichen Waffen schien die geringste Wirkung gezeigt zu haben. Wer immer die Eindringlinge hier überfallen hatte, war ihnen haushoch überlegen gewesen.

Macabros hatte einen Verdacht. Das Ganze paßte zu der Entdeckung, die sie im Gewölbe des Sequus-Tempels gemacht hatten.

Plötzlich stieß er auf Spuren, die deutlich im Sand abgedrückt waren.

Pferdehufe…

Da gab es für ihn überhaupt keinen Zweifel mehr, daß die schwarzen Todesboten, die Ritter der Apokalypta, die nur aus einer Ansammlung bösen, verderblichen Geistes bestanden, hier tätig wurden. Diese schwarzen Gespenster, dieser unheimliche Geist, umhüllt von einer schwarzen Ritterrüstung, war über die Ahnungslosen hergefallen. Die hier versucht hatten, etwas herauszufinden, waren im wahrsten Sinn des Wortes hingeschlachtet worden. Sie hatten nicht die geringste Chance gehabt. Selbst wenn die Projektile Pferd und Reiter in ausreichendem Maß getroffen hatten, konnten sie nichts ausrichten. Denn beide bestanden aus keiner irdischen Substanz, die den physikalischen Gesetzen dieser Welt unterstand.

Macabros verlor keine Zeit.

Er stürmte die Stufen nach oben in das Haus, wo er weitere Leichen fand. Die Männer trugen noch Schutzmasken und hielten in Händen entsicherte Gewehre. Zahllose Einschüsse waren in Wand und Decke festzustellen, und ganze Steinbrocken waren durch die explodierenden Geschosse herausgeplatzt.

Wie wild hatten die Überfallenen sich zur Wehr gesetzt. Doch kein einziger von ihnen war mit dem Leben davongekommen. Selbst die Bewachung aus der Luft schien sinnlos gewesen. Apokalyptas Todesboten hatten grausame, ganze Arbeit geleistet…

Macabros Weg führte in einen großen Raum, von dem aus es einen Verbindungsgang in ein anderes Gebäude gab. Eine morsche Holztür, von einem feuchten Schimmelpilz überwachsen, war torähnlich gestaltet und zur Hälfte geöffnet.

Ob sich doch jemand dahinten in letzter Minute hatte verbergen können?

Hellmarks Doppelkörper forschte nach. Er hatte nichts zu befürchten. Apokalyptas Reiter – selbst wenn sie sich hier noch aufhielten – konnten ihm nichts anhaben. Aber er ihnen! Irgendwie wünschte er den Moment herbei, daß sie alle, einer nach dem anderen, hier auftauchten. Er brauchte dann mit den telekinetischen Kraftströmen, zu denen Hellmarks Hirn fähig war, nur noch das

Schwert des Toten Gottes hierher zu transportieren. Eine Besonderheit des feinstofflichen Körpers bestand darin, daß er jeden Gegenstand, den er berührte, auch verdoppeln konnte…

Mit kräftigem Fußtritt stieß Macabros die morsche Tür auf. Ein Knirschen und Ächzen lief durch das alte Holz. Es schmatzte, als ob die Oberfläche eines Sumpfes, in den man einen dicken Stein hatte plumpsen lassen, sich wieder schließen würde. Die Tür flog nach hinten, und das obere, breite Scharnier wurde durch die Wucht des Trittes förmlich aus der Halterung gerissen.

Die obere Rundung der Tür platzte weg, und sie legte sich ächzend zur Seite.

Macabros lief in den Korridor. Der war erhellt vom Feuerschein aus den Fenstern und der oberen Öffnung des nahen Turmes, in dem der eine Hubschrauber gestürzt war.

Wie Gespenster bewegte sich das reflektierende Licht auf den dunklen, feuchten Wänden. Die ganze Atmosphäre war irgendwie voller Beklemmung und beängstigend…

Mit drei, vier raschen Schritten durchquerte Macabros den Verbindungsgang. Dabei blickte er sich aufmerksam in den Ecken um. »Hallo?« fragte er mit klarer, lauter Stimme. »Ist da jemand?«

Keine Antwort…

Er selbst entdeckte niemand.

Doch!

Plötzlich registrierte er die schattenhafte, blitzschnelle Bewegung am anderen Ende des Korridors, wo es einen torbogenähnlichen Durchlaß gab, der nicht versperrt war.

Jemand streckte kurz den Kopf nach vorn, und für den Bruchteil einer Sekunde registrierte Macabros das Gesicht seines Gegenübers, der etwa fünfzehn bis zwanzig Schritte von ihm entfernt stand.

Es handelte sich um einen großgewachsenen Mann von kräftiger Statur, mit auffallend blondem Haar und markant geschnittenem Gesicht.

Das alles konnte er nur so deutlich wegen des flackernden Feuerscheins, der sich auch dort hinten spiegelte, wahrnehmen.

Macabros' Gesicht wurde starr wie eine Maske.

Für den Bruchteil einer Sekunde glaubte er, seinem Spiegelbild gegenüber zu stehen.

Aber das konnte doch nicht sein…!

Hellmarks Hirn arbeitete blitzschnell mit der Präzision eines Computers.

Macabros war sein Doppelkörper. Ihn, Hellmark, hatte es jedoch schon mal gegeben. Damals vor zwanzigtausend Jahren. Überlieferungen wiesen darauf hin, daß er sich in seinem Äußeren nicht im geringsten verändert hatte.

Damals vor zwanzigtausend Jahren lebte er unter dem Namen Kaphoon, und als zusätzliche Bezeichnung nannte man ihn den »Sohn des Toten Gottes«.

Dieser Mann dort vorn, dessen Kopf wieder hinter der Mauer verschwand, war niemand anders als dieser - Kaphoon!

*

Die beiden Männer in dem mausgrauen Buick standen mit ihrem Fahrzeug vor dem Haus Nr. 126 in der 48. Straße in New York.

Auf der gegenüberliegenden Seite, nur etwa dreißig Meter von ihrem Auto entfernt, war der Nachtschalter einer Bank.

Tom Jenkins und Jay McCansy standen seit etwa acht Tagen Abend für Abend um die gleiche Zeit hier, um den Nachtschalter zu beobachten.

Aus Erfahrung wußten sie, daß gegen halb acht zwei Männer aus dem Juwelierladen Hutchinson kamen, der nur einen Straßenzug weiter entfernt hinter der nächsten Ecke lag.

Zwei Angestellte der Firma trugen regelmäßig die Tasche mit der Geldbombe zum Schalter, um sie dort einzuwerfen.

Über all diese Dinge waren die Männer in dem Buick informiert, und heute abend wollten sie zuschlagen. Jenkins und McCansy hatten den großen Coup vor.

Sie schätzten, daß bei diesem Gaunerstück mindestens fünfzehn bis zwanzigtausend Dollar in ihre Hände fielen. Bei Hutchinson florierte das Geschäft, er war einer der führenden Juweliere.

Jenkins warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

»Nervös?« fragte sein Kumpan. Jay McCansy war untersetzt, hatte eine flache Nase und breite Lippen.

Im Gegensatz zu Jenkins hatte er noch dichtes, volles Haar. Der hatte eine Halbglatze und wirkte wie ein biederer, sympathischer Angestellter. Jenkins sah aus, als ob er keiner Fliege etwas zuleide tat. Doch genau das Gegenteil war der Fall. Bei ihren bisherigen Unternehmungen hatte Tom Jenkins sich stets als der Brutalere erwiesen, der schnell ein Messer zückte oder die Waffe zog.

Der gefragte Gauner grinste. »Nervös? Wie kommst du darauf? Ich kann’s kaum abwarten, das ist alles. Wenn sie ihren Zeitplan einhalten, dann muß es ja in spätestens sechs, sieben Minuten soweit sein…«

Genauso kam es.

Genau sieben Minuten später tauchten die beiden Männer vorn an der Straßenecke ins Blickfeld.

Jenkins und McCansy blickten sich an. »Es geht gleich los«, knurrte McCansy, fuhr sich mit einer Bewegung durch die Haare und blickte

dann weiter in den Rückspiegel, in dem er die beiden Ankömmlinge verfolgen konnte.

Die ahnungslosen Angestellten des Juweliers Hutchinson waren noch etwa zwanzig Schritte vom Nachtschalter der Bank entfernt.

Die Straße war nicht besonders belebt. Alle Geschäfte hatten bereits geschlossen, und der Verkehr flaute mächtig ab.

Die beiden Männer waren jetzt noch zehn Schritte von ihrem Ziel entfernt.

Der eine von ihnen, etwa einssiebzig groß, von kräftiger, athletischer Gestalt, trug die Aktentasche, in der sich die drei Geldbomben befanden.

Jenkins und McCansy waren darüber unterrichtet, daß Hutchinsons Boten nach getaner Arbeit noch mal ins Geschäft zurückgingen, um dann erst den Heimweg anzutreten.

Über jede Angewohnheit hatten sich die Gangster in den vergangenen Tagen eingehend informiert.

Noch sechs Schritte bis zum Nachtschalter… noch fünf…

Da handelten die Verbrecher. Wie auf Kommando stießen sie blitzschnell die Türen nach außen. Jenkins und McCansy sprangen auf die Straße. McCansy, der den Buick steuerte, lief um den Kühler herum, während Jenkins sich schon auf den Mann mit der Tasche stürzte, als der Hutchinson-Angestellte sich anschickte, sie zu öffnen, um die Geldbomben in das sichere Depot zu werfen.

Wie ein Blitz tauchte Tom Jenkins neben dem Ahnungslosen auf. Seine Rechte schoß nach vom und entriß dem Mann die Tasche mit den Geldbomben, ehe der überhaupt begriff, was los war.

»Überfall!« stieß Tom Jenkins mit rauher Stimme hervor. »Keine Bewegung, sonst knallt's!«

Da war sein Kumpan McCansy heran, und der zweite Angestellte aus Hutchinsons Juwelierladen, der sich herumwarf, erhielt im gleichen Augenblick einen Handkantenschlag gegen das Genick und einen Tritt in den Unterleib.

Die beiden Männer, die mit Gaspistolen bewaffnet waren, kamen nicht mal mehr dazu, die schützenden Waffen einzusetzen. Und es wäre auch nicht ratsam gewesen. Tom Jenkins hielt eine Neun-Millimeter-Pistole in der Linken, und sein Abzugsfinger zuckte nervös. Die geringste falsche Bewegung der beiden Geldboten hätte zur Katastrophe geführt.

Der Überfall dauerte nicht mal zehn Sekunden.

Es klappte alles wie am Schnürchen. Jenkins hatte die Tasche, die beiden Hutchinson-Angestellten lagen am Boden, und die zwei Gauner rannten zurück in das Auto, dessen Vordertüren offen standen, und warfen sich auf die Sitze.

McCansy startete sofort.

Der Buick machte einen Satz nach vorn, als der Gangster die Kupplung sausen ließ.

Jenkins lachte. »Das hat geklappt, Jay. Nun – nichts wie weg! Ehe die beiden sich erheben, müssen wir über alle Berge sein.«

Sie kannten sich in der Stadt aus wie in ihrer Hosentasche.

Die Pneus radierten den Asphalt, als der ebenfalls breit grinsende McCansy den schweren Wagen in die Kurve zog. Er nahm sie so scharf, daß er mit dem rechten Vorder- und Hinterreifen über den Rand des Bürgersteigs fuhr.

Auch dann noch hielt sich der Fahrer ziemlich weit rechts, weil er die Absicht hatte, in die nächste Einbahnstraße, die etwa zweihundert Meter vom Ort des Überfalls entfernt lag, einzubiegen. Da gab es wenig befahrene Straßen und schon achthundert Meter weiter ein Fabrikgelände, wo zum Überwechseln ein anderes Fahrzeug bereit stand.

Doch der ausgeklügelte und mehrfach erprobte Fluchtweg klappte heute nicht.

Ein heftiges Geräusch, ein knirschendes Mahlen unter der Kühlerhaube ließ die beiden *Gangster* zusammenfahren, als ob jemand eiskaltes Wasser über sie gösse.

»Was ist denn jetzt los?« fragte Jenkins rauh. Seine blaugrauen Augen nahmen einen Ausdruck von Härte an. »Was machst du denn mit der Kiste?«

»Ich mach’ überhaupt nichts!« schrie Jay McCansy. »Ich fahr’ – das ist alles…«

Plötzlich konnte er nicht mehr fahren. Er trat zwar das Gaspedal bis zum Anschlag durch, in der Hoffnung, dem fast neuen und hochwertigen Fahrzeug noch mal eine Leistung abzuverlangen, aber der Motor reagierte überhaupt nicht. Der wurde um keine Nuance schneller.

Im Gegenteil – die Geschwindigkeit fiel rapide, und obwohl McCansy nicht auf die Bremse trat, blockierte irgend etwas im Getriebe, das den Wagen im nächsten Moment zum Stehen brachte.

»Verdammte Schweinerei!« entfuhr es Jenkins. »Das hätte ich dieser Kiste nicht zugetraut. Sie sah so zuverlässig aus. Man soll sich eben einen Wagen genauer anschauen, bevor man ihn klaut…«

Es hatte keinen Sinn, einen neuen Startversuch zu machen, den McCansy jedoch instinktiv durchführte. Wertvolle Sekunden gingen verloren.

»Nichts wie raus hier!« brüllte er dann. »Sonst geht der ganze schöne Geldsegen vor die Hunde und die Arbeit einer ganzen Woche war umsonst.«

Sie mußten improvisieren. Mit einem Zwischenfall technischer Art hatten sie nicht gerechnet.

Jenkins griff hinter sich und riß die Tasche mit den Geldbomben an sich. Dann stieß er die Tür nach außen und sprang ins Freie. Fast zur gleichen Zeit tat McCansy auf der anderen Seite das gleiche.

Inzwischen waren mehrere Passanten durch das Schreien der überfallenen Geldboten aufmerksam geworden.

Es blieb den beiden Gangstern nicht viel möglich in der Wahl der Mittel. Zurücklaufen konnten sie nicht. Da gab es zu viele Menschen, die sich ihnen in den Weg stellen konnten. Bis zur nächsten Straßenecke war der Weg zu weit.

»Über die Straße!« schrie Tom Jenkins. Blitzschnell hatte er erkannt, daß sie hier die größte Chance hatten, doch noch mit heiler Haut davonzukommen.

Auf der anderen Seite lag das Juweliergeschäft Hutchinson. Der Inhaber stand an der beleuchteten Eingangstür, rauchte eine Zigarre und schien auf die Rückkehr seiner Geldboten zu warten.

Vor der Eingangstür war im Gegensatz zu den drei Schaufenstern das Stahlgitter noch nicht herunter gelassen.

Die beiden Männer sprinteten über die Straße. Autos wurden scharf gebremst, Jenkins und McCansy gönnten den schimpfenden Fahrern keinen Bück.

Jeff Hutchinson wurde erst jetzt durch die Ereignisse auf der Fahrbahn darauf aufmerksam, daß irgend etwas nicht stimmte. Er schien noch der Meinung zu sein, daß ein Kind oder ein Hund über die Straße lief und das Chaos bewirkte, als er ziemlich unsanft dann zu spüren bekam, daß der Vorfall mit ihm und seinem Geschäft zu tun hatte.

»Machen Sie keinen Unfug, Hutchinson«, stieß Jenkins hervor. Auch hier bewies er, wie beweglich sein verbrecherisches Hirn war. In der einen Hand die Geldtasche, in der anderen die entsicherte Waffe. Er stieß dem Überraschten die Mündung genau vor die Brust. »Das ist ein Überfall! Eigentlich wollten wir Sie verschonen, aber manchmal gibt es im Leben Dinge, die man nicht vorausplanen kann. Da müssen selbst wir uns blitzschnell etwas einfallen lassen, um unser Ziel doch noch zu erreichen…«

Jeff Hutchinson wurde mit harter Hand von McCansy herumgerissen und zur Eingangstür geschubst.

»Nichts wie rein! Los!« herrschte der Brutale ihn an.

Hutchinson erkannte, daß er keine andere Wahl hatte, wollte er nicht wie ein tollwütiger Hund niedergeschossen werden.

Die beiden Verbrecher würden keine Gnade kennen…

Hutchinson kam nicht mehr dazu, selbst die Klinke zu drücken und das Tempo der Dinge zu bestimmen. Wenn er noch einige Sekunden gewann, vielleicht würden sich die beiden Täter in Anbetracht der Tatsache, daß ihr Überfall nun doch nicht so glatt über die Bühne

gegangen war, es sich noch anders überlegen.

Doch sie ließen dem Juwelier überhaupt keine Chance.

Jenkins hieb mit der Waffe auf die Klinke und drückte die Tür nach innen.

»Keine Müdigkeit vortäuschen«, fuhr McCansy den Wehrlosen an. Der Geschäftsinhaber erhielt einen weiteren Stoß in den Rücken und flog förmlich in den Laden hinein.

Hinter ihm knallte die Tür zu. Sie wurde von McCansy abgeriegelt und verschlossen. Dann betätigte der Gangster den Knopf, der das Stahlgitter herabgleiten ließ.

»Lösch' sämtliche Lichter aus!« kommandierte Jenkins.

Hutchinson sah ein, daß es keinen Sinn hatte, sich den beiden zu widersetzen. Sie waren zu allem entschlossen.

Der etwa fünfzigjährige Geschäftsinhaber mit dem breiten, fleischigen Gesicht und dem angegrauten Haar tat, was man von ihm verlangte.

McCansy stand an der Tür und starrte noch einige Sekunden durch das stählerne Gitter auf die Straße, wo inzwischen einige Aufregung herrschte.

Die Haare des Gangsters hingen zerzaust in der schweißnassen Stirn. McCansy wirkte bleicher als gewöhnlich.

Er wandte sich ruckartig um, und gemeinsam mit seinem Kumpan trieb er den Besitzer in einen Hinterraum, der als Büro eingerichtet war.

Tom Jenkins lachte rauh, als er aus der Tür in den Laden blickte. »Da kommt man unverhofft zu größerem Reichtum, als man es anfangs selbst erwartet hat«, murmelte er dumpf. »Wenn wir schon hier für kurze Zeit einen Notaufenthalt einlegen, dann müssen wir uns auch dafür belohnen. Da vorn, der Achtkaräter, gefällt mit sehr gut. Ich nehme an, daß Mr. Hutchinson uns gern die Schlüssel zur Glasvitrine gibt, damit wir das gute Stück nicht zu zertrümmern brauchen…«

Der Geschäftsinhaber schluckte. Man sah ihm die Erregung an, unter der er stand. Seine Wangenmuskeln zuckten, seine Lippen zitterten. »Sie werden nicht weit kommen«, sagte er mit belegter Stimme. »Sie sitzen hier fest wie in einer Mausefalle und…«

Da schlug Tom Jenkins mit der flachen Hand zu. Der Handrücken klatschte auf Hutchinsons Mund, und dessen Lippen schwollen sofort an. Der Mann taumelte zurück, flog gegen die Wand und rutschte zu Boden.

»Ich hab' dich nicht nach deiner Meinung gefragt«, stieß Jenkins hervor. »Red' gefälligst nur dann, wenn du gefragt wirst!«

Unter dem hellen Licht der Deckenlampe war das Zimmer fast schattenfrei ausgeleuchtet. Die Lampe hing an einer schweren

Gliederkette ziemlich tief herab. Der etwas größer gewachsene McCansy mußte seinen Kopf einziehen, um nicht gegen den ausladenden, schmiedeeisernen Schirm zu stoßen.

McCansy nahm sich sämtliche Türen und Schubladen des Schreibtisches vor.

»Aha. Da hätten wir ja, was wir suchen«, sagte er plötzlich. Er holte eine große Rolle mit einer stabilen Nylonschnur heraus.

Damit fesselten sie Jeff Hutchinson.

»So«, nickte McCansy zufrieden. »Damit hätten wir erst mal Ruhe. Alles weitere läuft jetzt automatisch ab.«

»Ich frage mich nur, wie Sie es schaffen wollen, aus dieser Mausefalle herauszukommen«, konnte der Juwelier sich diese Bemerkung nicht verkneifen. Seine Stimme klang knödelig. Es fiel ihm schwer zu sprechen, weil seine aufgesprungenen Lippen schmerzten.

»Das werden wir dir gleich zeigen«, sagte Jenkins beiläufig, warf einen raschen Blick durch die Tür, quer durch den dunklen Laden und konnte draußen auf der Straße den Menschenauflauf sehen. Die Leute drängten sich vor den stählernen Rollos. »Du wirst uns dabei helfen, Hutchinson. Anders geht's wohl nicht. Wenn dir dein Leben lieb ist, wirst du genau das tun, was wir von dir erwarten.« Mit harter Hand riß Jenkins bei diesen Worten den Gefesselten in die Höhe. Die Arme waren dem unglücklichen Opfer hauteng auf den Rücken geschnürt, und auch die Beine waren ihm so weit zusammengebunden, daß er nur kleine Schritte machen konnte. »Du wirst jetzt mit der Polizei sprechen. Die wird sowieso gleich eintreffen und…«

Es schien, als hätte es nur dieser Worte bedurft.

Draußen auf der Straße hörte man Sirenenklang und sah gleich darauf das blitzende Rotlicht der eintreffenden Streifenwagen.

»Na also«, ließ Jenkins sich nicht beirren. »Ich hab's ja gesagt. Es kommt so, wie's kommen mußte. Besseres kann uns überhaupt nicht passieren. Wir haben dich, Hutchinson, fest in der Hand!« McCansy sah sich mit beunruhigendem Blick um und stellte zufrieden fest, daß das einzige Fenster zu diesem Hinterraum fest verschlossen und vergittert war und zusätzlich die Rollos herabgelassen waren. Es gab außerdem eine Tür, die in einen schmalen Korridor führte und von hier aus zu einem Hinterausgang, der in den Hof mündete.

Die Tür nach dort war ebenfalls mit einem Spezialschloß gesichert und von innen verriegelt.

Tom Jenkins nahm den Telefonhörer von der Gabel und wählte die Nummer der nächsten Polizeidienststelle. »Die Telefonnummer habe ich immer im Kopf«, grinste er überheblich.

Noch ehe das erste Klingelzeichen am anderen Ende der Strippe erklang, drückte der Gangster dem eingeschüchterten Juwelier den Hörer in die Hand.

»Sag', wie's um dich steht«, befahl Jenkins. »Wir verlangen ein Auto, das direkt vor dem Geschäftseingang halten soll. Alle Polizeifahrzeuge haben sich zurückzuziehen, so daß sich kein Uniformierter in unserem Blickfeld aufhält. Wir fordern freien Abzug! Außerdem verlangen wir einen Vorsprung von einer halben Stunde… Sollte sich in dieser Zeit auch nur ein einziges Polizeifahrzeug sehen lassen, werden wir dich, Hutchinson, auf der Stelle erschießen! Sag' ihnen das! Wir haben nichts mehr zu verlieren. Wir können jetzt nur noch gewinnen. Darüber sollten die Herren sich im klaren sein…«

Tom Jenkins sprach mit eiskalter, erschreckender Stimme.

Jay McCansy hielt dem Gefesselten den Telefonhörer vor Ohr und Mund und schaltete mit der anderen Hand gleichzeitig das Licht aus, so daß sie in dem völlig verdunkelten Büro standen, dessen Tür sie weit aufhielten. Das Licht der Straßenbeleuchtung und der draußen fahrenden und stoppenden Wagen drang durch die drei großen Schaufenster und bewirkte eine eigenartig schummrige Atmosphäre.

Sie selbst konnten dabei das, was sich draußen abspielte, gut erkennen, ohne selbst wahrgenommen zu werden.

Im Telefonhörer knackte es. Eine dunkle Stimme meldete sich. Der Mann am anderen Ende der Strippe im Polizeirevier stellte sich als Sergeant Jones vor.

Jeff Hutchinson begann zu sprechen. Seine Stimme klang belegt und das, was er zu sagen hatte, kam nur stockend über seine Lippen.

Er schilderte die Situation, in der er sich befand, und nannte all die Dinge, die Tom Jenkins von ihm verlangte.

Als er gesprochen hatte, nahm Jenkins selbst noch mal den Hörer zur Hand und sagte: »Wir erwarten Ihre schnellstmögliche Entscheidung, Sergeant. Mister Hutchinson hat von dieser Minute an noch genau eine halbe Stunde zu leben. Wenn Sie innerhalb von 30 Minuten nicht Ihre Männer abgezogen haben, wird der Juwelier sterben.«

»Aber das geht nicht so schnell«, klang es zurück. »Bitte bedenken Sie, daß ich dies nicht allein entscheiden kann, daß…«

»Wer das entscheidet, ist mir egal«, reagierte Jenkins mit rauher Stimme, seinen Gesprächspartner kurzerhand unterbrechend. »Sie wissen, worum's geht. Halten Sie sich daran! Jetzt sind's noch neunundzwanzig Minuten… die Uhr läuft langsam ab. Halten Sie sich nicht mit Unwichtigem auf!«

Er ließ überhaupt keine Gegenrede aufkommen und knallte den Telefonhörer mit harter Hand auf die Gabel.

»Wir werden's schaffen, Jay«, knurrte er. »Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir in dieser Situation nicht die Oberhand behielten. Stopf dir die Taschen mit Schmuck voll, so viel du tragen kannst! Die Gelegenheit kommt nicht so schnell wieder…«

Auch Jenkins blickte sich nach all den Vorbereitungen noch mal in der Runde um und vergewisserte sich über Fenster und Türen, um nicht mit einer Überraschung konfrontiert zu werden.

Er war zufrieden.

»Da kann niemand unbemerkt herein«, nickte er. »Die Dinge werden genauso laufen wie wir es wollen.«

Er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. In der gleichen Sekunde, viele tausend Meilen vom Tatort entfernt, spielten sich jenseits eines Dimensionsvorhanges bedeutsame Dinge ab. Und die sollten auch die beiden Gangster und den Juwelier Jeff Hutchinson berühren…

*

Die magischen Gärten des Hestus' übten eine besondere Anziehungskraft auf den jungen Pepe aus, der er sich nur schwer entziehen konnte.

Er selbst hatte erkannt, daß jeder Quadratmeter Boden von einem Geheimnis umgeben war.

Durch Carminia und die Dinge, die sich bisher ereignet hatten, wußte er, daß König Hestus und seine Getreuen sich über eine lange Zeit hier aufhielten und das Volk schließlich ausgestorben war.

Was für ein Schicksal es im einzelnen erlitt, das vermochte noch niemand zu sagen, und es ließ sich auch nicht aus Bildern und Schriften, die sie gefunden hatten, einwandfrei herauslesen.

Nur – wie die Menschen ausgesehen hatten, die einst hier lebten, davon konnten sie sich ein gutes Bild machen.

Sie wiesen große Ähnlichkeit mit den Griechen und Römern auf und hatten farbenfrohe Kleidung getragen, die in Schnitt und Verzierung an die Gewänder und Tuniken jener alten, später auf den bekannten Kontinenten erscheinenden Völker erinnerten.

Es gab zahlreiche kleine Tempel, viele Tümpel und Bäche, bunte Wiesen und wohlduftende Haine, die Pepe besonders gern durchstreifte.

Die Temperatur änderte sich nie. Sie war stets frühlingswarm, und auch das Licht, das herrschte, erinnerte an die Wärme der Frühlingssonne.

Welche Kräfte hier aktiv waren, um diese Atomsphäre zu schaffen, ließ sich nur mit der Tatsache einer hochwirksamen, göttlichen Macht erklären, von der die einst hierher Geflohenen Güte und Harmonie mit dem Schöpfer des Universums empfingen.

Gleich, wo immer man auch hier war, man fühlte sich einfach wohl und geborgen. Pepe konnte sich dieses glücklichen, zufriedenen Gefühls nicht erwehren. Er lauschte in sich hinein, um festzustellen,

ob er wirklich so empfand, oder ob ihm das alles nur so vorkam.

Der dunkelgelockte Knabe schlenderte über die bunte Wiese, die an einem Palmenhain endete, der etwa hundert Schritte von ihm entfernt lag.

In der sanft abfallenden Landschaft stand wie in einer von Palmen umsäumten Bucht ein weißer Tempel mit einem goldschimmernden Kuppeldach, der größer war als die Tempel, die sie bisher aufgesucht hatten. Inzwischen hatten sie beide herausgefunden, daß das, was sie als Tempel bezeichneten, in Wirklichkeit offensichtlich die Behausungen jener Menschen gewesen waren, die sich vor langer Zeit hier aufhielten.

Manchmal war es ihnen beiden so vorgekommen, als ob sie wie eine Gespenstererscheinung auch die einstigen Bewohner der Häuser, die einstigen Spaziergänger in diesen Gärten sehen konnten. Sekundenlang erschienen ihnen manchmal Gestalten, die beim Gespräch lächelnd beisammen standen, ohne sie offensichtlich wahrnehmen zu können.

Eins stand mit hundertprozentiger Sicherheit fest. Carminia Brado, die in ihrem ersten Leben Loana, die Tochter des Hestus', gewesen war, war die Erbin dieses Vermächtnisses. Wie für Björn Hellmark in ferner Zeit die Insel Marlos zum Zufluchtsort für alle Verfolgten und Notleidenden und zu einem Hort der Stille und Einkehr geworden war, genauso verhielt es sich mit den magischen Gärten des Hestus'.

Carminia Brado war Hellmarks Gegenpol und Ergänzung. Was sie gemeinsam vor mehr als zwanzigtausend Jahren in die Wege geleitet hatten, war bestimmt, fortgeführt zu werden.

Doch die Erinnerung an jene Zeit war nicht geblieben. Nur das eine oder andere kehrte in ihr Bewußtsein zurück, blieb aber bruchstückhaft…

Schritt für Schritt mußten sie sich praktisch Neuland erobern.

Carminia lief in einiger Entfernung seitlich neben Pepe und strebte auf das architektonisch vollendet gestaltete Gebäude zu, um auch dort nach Spuren aus der Vergangenheit zu suchen.

»Ich sehe mich ein bißchen in der Gegend um«, meinte der Junge und begann zu laufen. »Wenn ich was entdecke, was wichtig ist erwähnt zu werden, sage ich dir Bescheid…«

Carminia Brado lächelte.

Das war typisch Pepe.

Wie jeder Junge in seinem Alter, voller Begeisterungsfähigkeit und Unternehmungslust. Gerade die Wälder schienen es dem Jungen angetan zu haben. Er fühlte sich dort irgendwie heimisch. Das hatte sie auch schon auf Marlos beobachtet. Pepe hielt sich am liebsten dort auf, wo die Bäume und Büsche besonders dicht standen.

Das Ganze mußte zurückzuführen sein auf frühe Erlebnisse in der

Kindheit. Der Dschungel von Yukatan war sein wirkliches Zuhause geworden, nachdem seine eigenen Stammesangehörigen ihn wie einen Aussätzigen behandelt hatten und seine Familie ihn sogar verstieß.

Der Wald war Schutz und Heimat. Und gerade hier, in diesem riesigen Garten, kam ihm eine besondere Aufgabe zu, die Pepe wie kein zweiter anfing zu begreifen.

Carminia sah dem Halbwüchsigen nach, wie er in dem schattigen Palmenhain untertauchte.

Hier bedurfte es keiner Hinweise auf Vorsicht und Aufmerksamkeit. In diesem Bereich drohte ihm keinerlei Gefahr. Hier gab es keine wilden Tiere, keine versteckten, ihn bedrohenden Mächte, keine Fallen…

Dieser vielschichtige, in seiner Buntheit und seinem Formenreichtum einmalige Garten enthielt zwar viele Rätsel und Geheimnisse, doch die waren alle positiv zu werten und – wenn sie sie entdeckten und dahinter kamen – nur von Vorteil für sie.

Carminia Brado wandte sich ab und näherte sich dem weißen, mit dem goldenen Kuppeldach versehenen, pavillonartigen Gebäude und verschwand darin.

Pepe atmete tief die milde, würzige Luft ein, die im Palmenhain herrschte.

Die Helligkeit war hier nur geringfügig gedämpft. Wie ein einziges Blätterdach wirkten die gewaltigen Kronen, die sich berührten und einen eigenen Himmel über ihm bildeten.

Zwischen den Stämmen fanden sich oft pilzförmig gewachsene Pflanzen, die in ihrer Farbigkeit unbeschreiblich waren.

Sie sahen aus wie ein aus Glasfäden gesponnenes Objekt. Es war halb durchsichtig und in seinem Innern flossen farbige Ströme – wie ein Adergeflecht, das sich unterhalb des Pilzdaches ausbreitete und dann in allen Farben zu jonglieren begann.

Je tiefer Pepe in den Palmenhain eindrang, desto dichter wuchsen diese pilzartigen Gebilde. Der Säftestrom in dem feinmaschigen, glasartig wirkendem Gebilde befand sich unaufhörlich in Bewegung.

Pepe war verwundert. So etwas hatten sie bisher in den Hestus-Gärten noch nicht entdeckt.

Was für eine Bedeutung hatte das alles?

Instinktiv spürte der Junge, daß er etwas entdeckt hatte, was sicher auch Carminia interessierte.

Er war schon dabei, den Weg zurückzugehen und sie von seiner Entdeckung zu unterrichten, als ihm plötzlich etwas auffiel, was ihn veranlaßte, sich weiter hier aufzuhalten.

Die pilzförmigen Pflanzen standen kerzengerade in einer Linie und schienen so etwas wie einen Wegweiser darzustellen.

Nur wenige Schritte von Pepe entfernt breiteten sich die aus

feinem Gespinst bestehenden Pilze zu beiden Seiten halbkreisförmig aus und bildeten eine regelrechte Zange.

Irritiert und interessiert näherte sich der Junge dem Gebilde und kam auf einer Lichtung an, die ebenfalls kreisrund war.

Kreisrund standen auch die Bäume und umsäumten die Lichtung. Das Gras hatte einen türkisfarbenen Schimmer und war nur wenige Zentimeter hoch, so daß es im ersten Augenblick auf Pepe wie ein weicher, dichtgeflochtener Teppich wirkte.

Mitten in der Lichtung gab es eine Mulde, die sanft nach innen fiel und mit dem gleichen, gläsernen Gespinst ausgestattet war.

Der äußere Rand des Kreises wurde flankiert von den Pilzen, und die Säftebewegung in den durchsichtigen Fasern waren hier besonders auffällig.

Die Oberflächen der Pilzköpfe zeigten sich in einem dunklen, pulsierenden Violett, in das sich manchmal der flüchtige Eindruck eines orangefarbenen Schattens mischte.

Doch das war noch nicht alles. Ein etwa dreißig Zentimeter breiter Blumenstreifen säumte den Rand der Mulde.

Wieder wollte Pepe umkehren, um Carminia zu unterrichten. Doch wieder war es die eigene, starke Neugierde, die ihn festhielt. Er konnte sich einfach nicht losreißen von dem Anblick, der sich ihm bot, als er bis zum äußersten Rand vorging, um die ganze Mulde bequem überblicken zu können.

Die innere Schicht erinnerte ihn an die Fläche einer riesigen Radarantenne. Sie hatte etwa einen Durchmesser von fünfzehn bis zwanzig Metern.

Pepe kannte keine Furcht. Besonders hier nicht im Garten des Hestus’, der ihnen Geborgenheit und Sicherheit schenkte.

Wenn ihnen irgend jemand oder irgend etwas in diesem Reich feindlich gesinnt wäre, hätte er längst die Gelegenheit dazu gehabt, ihnen Schaden an Leib und Seele zuzufügen. Doch dem war nicht so.

Der Junge hockte sich an den Rand, tastete ihn vorsichtig ab und berührte mit seinen Fingerkuppen dann die schräg nach unten abfallende Fläche. Sie fühlte sich – wie die Oberfläche der Pilze – warm an. Wie – der Gedanke kam ihm plötzlich – durchblutete Haut…

Dieses große Gebilde erinnerte ihn irgendwie an einen riesigen Parabolspiegel, dessen Oberfläche matt schimmerte.

Doch Pepe wollte und konnte nicht glauben, daß es sich hier um ein technisches Gerät handelte.

Was für eine Bedeutung mochte es wohl haben? Nichts existierte ohne Grund…

Der kluge Junge war, wie alle seine Altersgenossen, sehr entdeckungsfreudig und neugierig.

Er erblickte in diesem Gebilde ein großes Rätsel, und alles in ihm

drängte danach, es zu lösen.

Pepe beugte sich nach vorn, um seine Hand weiter über die glatt schimmernde Fläche gleiten zu lassen, die sich anfühlte, als wäre sie geschliffen. Dann ging der Junge wieder in seine Ausgangsstellung zurück und pflückte – einem plötzlichen Gedanken folgend – eine Blume.

Sie war hellblau und mit orangefarbenen Punkten gesprenkelt. Pepe warf die Blüte in hohem Bogen nach vorn.

Der Junge fuhr instinktiv zusammen, als er sich plötzlich zu fragen begann, warum er dies tat?

Er sah überhaupt keinen Grund darin, die Blume nach vorn zu werfen, dennoch tat er es. Es war, als ob er einen fremden Willen ausführe.

Pepe lauschte in sich hinein. Er spürte die Nähe von etwas Fremdem, Unbeschreiblichem, Körperlosem.

Er hatte das Gefühl, daß jemand, den er nicht wahrnehmen konnte, versuchte, ihm etwas zu sagen oder ihm mitzuteilen. Aber die Stimme kam nicht durch.

Die Blüte fiel gut einen Meter von Pepe entfernt auf die schimmernde, glatte Fläche, die wie ein Parabolspiegel gestaltet war.

Pepe blickte seitlich über die Oberfläche und meinte, unzählige quadratische Elemente zu erkennen, die diese warmen, wie durchblutet wirkenden Fasern bildeten.

Als er den Kopf daraufhin ein wenig seitwärts legte, entdeckte er etwas, was er bisher nicht bemerkt hatte. Die Fläche bildete keine einzige, geschlossene Einheit. Sie bestand aus lauter Segmenten, die wie die Stücke eines Kuchens zusammengefügt waren.

Jedes Segment paßte nahtlos in das andere. Und jedes Segment wiederum war von hunderttausenden winziger Quadrate übersäht, die man nur wahrnahm, wenn man einen bestimmten Blickwinkel einnahm.

Dann bemerkte Pepe noch etwas, was ihn überraschte und gleichzeitig erschreckte.

Die abgepflückte Blume, die er weggeworfen hatte, berührte den mattschimmernden Untergrund der Spiegelfläche und hätte normalerweise zur Ruhe kommen müssen.

Doch genau das war nicht der Fall!

Die Blüte bewegte sich, als ob unter ihr eine sanfte Wellenbewegung stattfände. Und dann geschah etwas, was jeglicher Vernunft, jeglichem Gesetz widersprach.

Langsam versanken der Stengel und die unteren ersten Blütenblätter wie auf einer stillen, unbeweglichen Wasseroberfläche.

Der Mexikanerjunge wußte selbst nicht, wie er dazu kam, so heftig und blitzartig zu reagieren.

Er warf sich förmlich nach vom und griff nach der Blüte, um sie vor dem Versinken zu retten.

Es war, als ob ihn abermals ein fremder Wille dazu zwinge.

Rette die Blume! glaubte er für den Bruchteil eines Augenblicks eine leise, unendlich ferne Stimme zu hören. Sein Unterbewußtsein war angefüllt von wispernden, raunenden Stimmen, die so fern und leise waren, daß das Ganze nur ein sinnloses Durcheinander ergab.

Die Blüte, die aus insgesamt dreistufig übereinander gelagerten Schichten bestand, war bis zur zweiten, mittleren Lage in der Fläche versunken.

Sie wurde förmlich von einem der kleineren Segmente aufgesogen und veränderte sich dabei.

Feiner, farbiger Nebel, der in den Nuancen genau denen der Blüte entsprach, verteilte sich über der Stelle, wo sie auf geheimnisvolle Weise zu versinken drohte.

Und irgend etwas – Pepe konnte sich nicht erklären, was es war – veranlaßte ihn dazu, diesen Vorgang aufzuheben. Er wollte nicht, daß die Blüte aus dieser Welt verschwand, er wollte, daß sie hier blieb…

Und während er dies dachte, war ihm, als ob er plötzlich nicht mehr allein an diesem Ort weile, sondern jemand sich direkt neben ihm befand!

*

Im Vorschnellen drehte er den Kopf.

Nein – da war niemand sonst in der Nähe. Er hatte sich getäuscht!

Doch das Gefühl blieb. Irgend etwas Unsichtbares befand sich in seiner Nähe und schwebte wie ein Geist über dem runden, spiegelartigen Gebilde.

Halte die Blüte fest! Laß sie nicht verschwinden…

Pepe riß seine rechte Hand vor, um genau das zu tun, was man von ihm erwartete.

Die Hand erreichte die Blüte. Pepe hatte sich mit solcher Wucht abgestoßen, daß er sich abstützen wollte, dabei die versinkende Blüte festhaltend.

Er mißachtete ein wichtiges Moment dieses Ereignisses.

Seine Hand berührte die Blüte und die Spiegelfläche, und durch sein eigenes Körpergewicht versank seine Hand, sein Arm wie im luftleeren Raum.

Da gab es nicht den geringsten Widerstand…

Durch seinen Schwung und die Tatsache, daß es keine Möglichkeit zum Abstützen gab, fiel der Junge nach vorn. Es gelang ihm nicht mehr, den Sturz aufzufangen.

Pepe verlor den Halt. Er fiel in die Mulde, und an der Stelle, wo

seine Hand einfach im Nichts versank, registrierte er blitzartig das Quadrat, das sich ins Unendliche vor ihm erweiterte oder – für ihn nur so erschien.

Panisches Entsetzen ergriff sein Herz, als er merkte, mit welch rasender Geschwindigkeit es plötzlich nach vorn ging.

Aber so weit konnte die Blume doch nicht entfernt sein!

Da begriff er das Unmögliche, Unfaßbare.

Die farbigen Nebel, die ihn umhüllten, waren die Farben seiner Kleidung, seines eigenen Körpers. Mit ihm ereignete sich das gleiche – wie mit der Blüte.

Er löste sich auf!

Und es war nicht so, daß das Quadrat ins Endlose wuchs, sondern genau das Gegenteil schien der Fall zu sein. Er wurde – kleiner?

Wie die Dinge im einzelnen zusammenhingen, konnte er nicht mehr klären.

Zu schnell ging alles über die Bühne.

Da war plötzlich nur noch Leere, Gefühllosigkeit und ein Sturz in wirbelnde Tiefe, die nicht dunkel, aber auch nicht hell war. Er jagte wie ein Geschoß in eine unwirkliche, nicht fühlbare Welt.

Alle seine Sinne waren wach, sein Verstand wehrte sich gegen das, was hier geschah, und er versuchte mit dem Ereignis zurechtzukommen, indem er sich sagte, daß es etwas Schlimmes nicht sein konnte.

In den magischen Gärten des Hestus' gab es nichts, was einem Menschen Schaden zufügen konnte…

Er fühlte sich seltsam körperlos, völlig frei.

Carminia Brado, die in diesem Moment durch den Palmenhain lief und sich suchend umblickte, als gäbe es etwas Bestimmtes zu entdecken, sah den schimmernden, runden, in den Boden eingelassenen Spiegel nur noch wenige Schritte von sich entfernt.

Gleichzeitig registrierte sie dabei auch das, was ihren Lauf unwillkürlich beschleunigte.

»Pepe!« rief sie mit ihrer klaren, silberhellen Stimme.

Dann erreichte sie auch schon die von den seltsamen, pilzartigen Gewächsen umstandene, runde Bodenmulde, in der sich ein für sie unfaßbares Ereignis abspielte.

Sie sah Pepe, aber nicht mehr so, wie er mal gewesen war!

Der Körper war nebelförmig, breitete sich wie ein Trichter über dem winzigen Segment aus und wurde von einer unbekannten, unsichtbaren Kraft eingesogen, so daß der nebelförmige Leib wie in einer Trichteröffnung verschwand…

*

Er wußte nicht, was mit ihm geschah. Doch plötzlich empfand er weder Angst noch Schmerzen, noch sonst ein Gefühl des Unwohlseins oder der Verlorenheit.

Er kam sich auch nicht einsam vor. Da war jemand, der ihn tröstete und ihn wissen ließ, daß alles halb so schlimm war.

Es ist… gut… für euch… alle…, glaubte er wieder die gleiche Stimme aus dem Nichts zu hören, die sich die ganze Zeit schon bemerkbar zu machen versuchte.

Einen Moment lang herrschte tiefste Stille und äußerste Schwärze.

Dann spürte Pepe eine ruckartige Bewegung, als ob er, an Händen und Füßen gepackt, in vier Richtungen gleichzeitig gezerrt würde.

Einen Moment lang peitschte ein alles durchschreitbarer Schmerz seinen Körper.

Pepe wollte schreien, doch kein Laut kam über seine Lippen.

Dann – war alles schon wieder zu Ende.

Er stürzte zu Boden, rollte sich ab und blieb überrascht und irritiert liegen.

Ein kleiner, schummriger Raum.

Ein Schrank. Eine Vitrine. Mit Schmuck.

Ein Schreibtisch mit einem Telefon und mehreren Akten darauf.

Auf einem Stuhl saß ein gefesselter Mann.

Pepe erkannte diese Einzelheiten überraschend schnell. Seine Augen waren an die Dunkelheit in dem Schacht, wie er den Ort nannte, durch den er gekommen war gewöhnt.

An der Tür standen zwei Männer.

Das Geräusch, das der auf den Boden plumpsende Körper verursacht hatte, war von den beiden nicht unbemerkt geblieben.

Sie wirbelten herum.

Der eine war bewaffnet und hielt eine entsicherte Pistole in der Rechten.

»Verdammt noch mal, Jay«, entrann es den Lippen des Verbrechers Tom Jenkins. »Da ist einer!«

Jenkins fackelte nicht lange.

Seine Linke klatschte auf den Lichtschalter, und hell flammte die rustikale Deckenleuchte auf. Als hätte Jay McCansy einen stummen Befehl seines Kumpans erhalten, stieß er gleichzeitig die Tür zu.

Mit schnellem Schritt war Tom Jenkins am Schreibtisch, als Pepe sich erhob.

Die Mündung der Pistole deutete auf den Jungen, und Jenkins' rechter Zeigefinger krümmte sich um den Abzugshahn…

*

Für Macabros gab es nur eines: Auf keinen Fall aus den Augen zu

verlieren, was er eben hier wahrgenommen hatte.

Jener wiederaufgetauchte, einst von Molochos beherrschte Teil Xantilons barg viele Geheimnisse, über die man bisher nur Vermutungen anstellen konnte.

Was machte Kaphoon hier in dieser Zeit der Erde? Unwillkürlich fragte Hellmark sich dies, als er Macabros' Sinneseindrücke analysierte.

Dem blonden Deutschen kam ein furchtbarer Verdacht.

Kaphoon war nur in der Vergangenheit der Erde eine maßgebende Person gewesen. Sie konnte nicht hierher in die Gegenwart eindringen. Kaphoon war längst tot.

Es gab nur zwei Möglichkeiten, wie die Begegnung hinter den Mauern der düsteren Burg zu erklären war.

Entweder waren sie alle – ohne daß es auch nur einem einzigen von ihnen bewußt geworden war – in der Zwischenzeit in die Vergangenheit der Erde zurückversetzt worden, oder Molochos' Dämonen waren hier aktiv am Werk.

Das Letztere war das zunächst Wahrscheinlichere. Die Vorfälle auf der Insel sprachen für sich. Viele Tote hatte es inzwischen gegeben.

Macabros wollte den Dingen auf den Grund gehen.

Es war nicht nötig, daß er die rund zwanzig Schritte bis zur Tür vorging, wo er Kaphoons Gesicht einen Moment lang vor sich gesehen hatte.

Hellmark bediente sich seiner besondern Fähigkeiten, um nicht eine Zehntelsekunde zu verlieren.

Er löschte Macabros aus und ließ ihn zwanzig Schritte weiter, jenseits des Durchlasses, wieder neu materialisieren.

Die Stelle, an der Kaphoon noch eben gestanden hatte, war leer.

Macabros hatte es auch nicht anders erwartet.

In den unterirdischen Gewölben, wo Björn Hellmark sich mit seinen Freunden in der Bucht K'hor Shans aufhielt, unterrichtete er Rani Mahay und Arson von den Dingen, die sein Doppelkörper inzwischen erlebt hatte.

Björn spürte, daß er die Doppelbelastung, die von ihm verlangte, zwei Körper gleichzeitig voll aktiv, bewegungsfähig und aufnahmefähig zu halten, nur noch kurze Zeit intensiv durchhalten konnte.

»Ich werde mich kurz von euch entfernen«, ließ er den Inder und Arson, den Mann mit der Silberhaut, wissen. »Ich bin so schnell wie möglich wieder zurück. Dort drüben geht etwas vor.«

»Wir kommen mit«, sagte Rani Mahay knapp.

»Genau«, erwiderte die helle Stimme in Mahays Kopfhöhe, noch ehe Björn eine entsprechende Antwort geben konnte. Whiss, der Kobold aus dem Mikroreich, stemmte seine kleinen Hände in die

Hüften und blickte Hellmark aggressiv an. »Da stimmt doch etwas nicht… das riecht man ja zehn Meilen gegen den Wind…«

Es war erstaunlich, wie schnell er sich bestimmte menschliche Eigenarten abgeschaut hatte und wie ein Karikaturist diese menschlichen Schwächen dann vorkehrte. Whiss war jedoch mehr als ein Superpapagei. Er war imstande, eigene Gedanken zu entwickeln und darüber hinaus Erstaunliches zu vollbringen. Er hatte sich als eine Art ›Materieumwandler‹ entpuppt. Wie er zu diesen Fähigkeiten kam, und welche Rolle sein Volk in jenem Mikroreich spielte, in dem auch die Ursen offensichtlich ein großes Einflußpotential besaßen, war unbekannt.

»Ihr bleibt hier«, entgegnete Hellmark. »Das Ganze kann eine Falle sein. Eben darüber will ich mich vergewissern. Es gibt Spuren der Reiter im Burghof, wo mein Doppelkörper die Toten entdeckt hat. Das weist daraufhin, daß sie erst kürzlich dort gewesen sind. Ob sie sich auch jetzt noch dort aufhalten, vermag kein Mensch zu sagen. Durch Macabros jedenfalls habe ich diesbezüglich nicht die geringste Entdeckung gemacht. Dort weiter nachzusehen und vor allem jetzt Kaphoons Spuren zu folgen, ist ebenso wichtig, wie die Suche hier fortzusetzen. Vielleicht werden wir in diesen Gewölben doch noch fündig.«

»Okay. Einverstanden«, nickte Rani Mahay. »Wir bleiben hier. Aber nur so lange, wie du uns wirklich nicht benötigst. Wir haben dein Wort…«

»Und darauf verlassen wir uns«, krähte Whiss, spreizte seine Flügel und gähnte, daß sein Schildkrötengesicht sich auf eine komische Weise verzog.

»Darauf könnt ihr euch verlassen. Schließlich werde ich nicht freiwillig auf Hilfe dort verzichten, wo ich sie dringend nötig habe.«

Das wußten die Freunde. Dennoch kannten sie auch Hellmarks persönliche Art, sich bis an die Grenze seiner Belastungsfähigkeit einzusetzen.

Er verlor keine weitere Sekunde mehr. Er holte Macabros zurück. Sein Doppelkörper erstand wie ein Zwillingsbruder direkt neben ihm. Macabros und Hellmark berührten sich. Der energetische Bogen der telekinetischen Kraftströme schloß sich.

Ein Gedanke genügte. Dann verschwanden Hellmark und sein Doppelkörper im gleichen Moment aus dem Blickfeld der Freunde.

Während Rani Mahay, auf dessen Schultern sich Whiss räkelte, und Arson, der Freund aus der Zukunft der Erde, ihre Suchaktion fortsetzten, kamen Hellmark und Macabros an der gleichen Stelle an, wo der Doppelköper sich zuletzt aufgehalten hatte.

Im gleichen Augenblick, als die beiden materialisierten, zeigte sich am Ende des Korridors eine dritte Gestalt, die Kaphoons.

Zum ersten Mal war ein- und derselbe Mann in seinen drei Erscheinungsformen an ein und demselben Ort versammelt!

Hellmark – Macabros – Kaphoon… der Mann aus der Vergangenheit der Erde, der blonde, kräftige Abenteurer, der ein braunes, schräg über den Körper führendes, kurzhaariges Fell trug, das seine Hüften, seine Lenden und seine linke Schulter bedeckte, blickte Macabros und Björn Hellmark aufmerksam an. Es schien, als suche er an diesen Körpern etwas Besonderes, Außergewöhnliches…

Furchtlos ging Björn Hellmark auf den Mann zu, der er in ferner Vergangenheit mal gewesen war.

Sein Aufnahmevermögen war aufs äußerste konzentriert. Irgend jemand hatte dafür gesorgt, daß Kaphoon hierher kommen konnte. Draußen loderten noch immer die gewaltigen Flammen und bildeten ein prasselndes Feuer und gewaltige Rauchwolken, die sich träge über die Insel wälzten.

Von den, nur in einigen hundert Metern entfernten, verankerten Schiffen der US-Navy war es selbst mit modernsten Geräten nicht möglich, diesen Rauchvorhang zu durchdringen.

Niemand auf den Schiffen wußte, was geschehen war. Über Funk hatte sich niemand mehr gemeldet. Eine Suchaktion im Moment zu starten, war aussichtslos. Man konnte dort im Moment nichts anderes tun, als abwarten und die Zeit für sich arbeiten lassen.

Kaphoon zog das Schwert aus der Scheide.

Hellmark schluckte heftig, als er erkannte, daß es sich um das gleiche Schwert handelte, das auch er bei sich trug.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹!

»Warum willst du kämpfen?« fragte Björn mit belegter Stimme. Es war ein eigenartiges Gefühl, sich selbst gegenüberzustehen, so wie man vor rund zwanzigtausend Jahren gewesen war. Björns Stimme hallte durch den großen Verbindungskorridor, in dem sich die hohe Decke gewölbeartig spannte.

»Ganz einfach«, erhielt er zur Antwort. Hellmark hatte das Gefühl, seine eigene Stimme aus einem verborgenen Lautsprecher zu hören. »Ich will es endlich wissen. Wer ist der Stärkere von uns. Du – oder ich… und worauf ich den meisten Wert lege, daß ich es wirklich mit dem zu tun habe, der aus Fleisch und Blut besteht. Es ist keine Kunst, mit einem Körper zu kämpfen, der nicht verwundbar ist. Dann hast du nichts zu verlieren. Aber so – haben wir beide etwas auf’s Spiel zu setzen. Unser Leben. Zeige deinen Mut! Kämpfe, Feigling!«

Björn glaubte, nicht richtig zu hören. Wenn dies wirklich Kaphoon war, wenn – dies wirklich er selbst war, wie er mal leibte und lebte – dann begriff er nicht, wieso er zwischen sich diese Feindschaft setzte.

War Kaphoon aufgewiegelt? War er nicht Herr seines Willens? War es in Wirklichkeit gar nicht Kaphoon, sondern ein Dämon, der sich des

Namens und der äußeren Erscheinung des mutigen Kämpfers bediente?

»Ich sehe keinen Grund in diesen Kampf. Was soll diese Feindschaft?« Björns Stimme klang klarer.

»Für zwei von uns ist kein Platz. Ich bin hierhergekommen, um deine Stelle einzunehmen. Niemand, wird diese Wechsel merken. Denn irgendwie sind wir ja eins und waren es stets gewesen.«

Björn löste Macabros auf und ging vorsichtig zwei, drei Schritte auf den Mann zu, der ihm wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich sah und von dem ihn nur die Haarfrisur und die Kleidung unterschieden.

Während er sein Gegenüber keine Sekunde aus den Augen ließ, arbeiteten die Gedanken ununterbrochen. Wie war es möglich, daß er sich selbst so spinnefeind gegenüberstand? Sowohl als Kaphoon, wie auch jetzt in seinem zweiten Leben als Björn Hellmark mußte er wissen, worum es den Mächten der Finsternis ging.

Es gab eigentlich für das alles nur eine einzige Erklärung. Kaphoon war nicht wirklich Kaphoon, nicht wirklich jener Körper aus der Vergangenheit der Erde, der durch Zufall oder Absicht hierher transportiert worden war, sondern nichts weiter als ein geschicktes Ebenbild, eine Täuschung der Dämonen.

Sie waren beide bereit. Kaphoon kam es auf schnellen und unerbittlichen Kampf an.

Er stürzte sich nach vorn. Mit wildem Aufschrei riß er das breite Schwert in die Höhe, um es auf Hellmark herabsausen zu lassen.

Doch er parierte geschickt.

Immer wieder wirbelten die Schwerter durch die Luft und krachten aneinander, daß die Funken stoben, und in der großen Halle, die durch den draußen lodernden Feuerschein gespenstig erhellt wurde, ertönte klirrender Waffenlärm.

Björn merkte man an, daß er die letzten Stunden ausgeruht und die Belastungen abgestreift hatte wie eine zweite Haut. Mit wenigen kurzen Schlägen trieb er Kaphoon zurück. Sie verließen die Halle und gerieten kämpfend in einen Korridor, der völlig fensterlos war. Er mündete in einen torbogenförmigen Durchlaß, hinter dem ein Gewölbe begann, von dem aus mehrere Treppen sternförmig in andere Gebäudeteile der umfangreichen Burg führten.

Kaphoon parierte ebenfalls geschickt Hellmarks Schläge. Keiner konnte dem anderen so recht ans Leder. Bis jetzt zeigte es sich ganz deutlich, daß sie aus demselben Holz geschnitzt waren, daß sie über die gleiche Kampferfahrung und Stärke verfügten.

Björn trieb Kaphoon etwa in die Mitte des mit Treppen versehenen Gewölbes. Wie Spiralen drehten sich die schmalen, steilen Treppen schneckenförmig hinter die dunklen, kahlen Wände, um irgendwo nach oben – offensichtlich in einem turmartigen Anbau – zu

verschwinden.

»Warum bekämpfen wir uns?« tönte Hellmarks Stimme erneut auf. Er sprach klar und deutlich, und jedes seiner Worte hallte durch das düstere Gewölbe, übertönte das metallische Geräusch der aufeinanderschlagenden Klingen und brach sich als mehrfaches Echo in den äußersten, düsteren Winkeln und Ecken. »Wir sind keine Feinde. Was wir beide wissen, kann ausreichen, jenen das Genick zu brechen, die gekommen sind, das Leben zu zerstören. Wenn du wirklich Kaphoon bist, dann begreife ich nicht deine Handlungsweise…«

Ein leises, bedrohliches Lachen tönte ihm als Antwort entgegen.

Kaphoon, der Namenlose, der ›Sohn des Toten Gottes‹, kämpfte unverdrossen und unbeirrt weiter.

Er sagte kein Wort.

Da hatten sie fast die Mitte des Gewölbes erreicht. Aus den Augenwinkeln nahm Björn einen großen, kreisförmigen Ausschnitt auf dem Boden wahr. Es sah aus, als ob vor länger Zeit mal mit einem scharfen Gegenstand, einem überdimensionalen Zirkel, dieser Kreis geschaffen worden wäre.

Der Kreis war in Segmente geteilt, Segmente, die aussahen wie die Stücke einer fein zerteilten Apfelsinenschale.

Die Spitzen der Segmente führten zu einem einzigen Mittelpunkt, auf dem beide nun standen.

Dies war der Augenblick, als es geschah und Hellmark nicht mehr dazu kam – eingenommen von der Situation und der Kampfhandlung, in die er sich eingelassen hatte – zu reagieren.

Er geriet in eine rasend schnelle Umdrehung, als ob ein Wirbel ihn packte und mit sich zog.

Im gleichen Augenblick löste sich auch die Gestalt seines Gegners wie ein zerfließender Schemen auf. Kaphoon wurde dreimal, viermal so groß, wirkte flachgedrückt wie eine Flunder, und alles an ihm war unwirklich in die Breite und Länge gezogen.

Kaphoon wurde wie ein Rauch, der verging und schließlich von der Luft aufgesogen wurde.

Das alles bekam Björn Hellmark nur noch am Rande mit.

Instinktiv und mit voller Kraft versuchte er noch seinen Doppelkörper entstehen zu lassen, um sich selbst zu Hilfe zu kommen. Wenn es ihm durch Macabros gelang, ihn aus diesem Wirbel herauszuzerren, dann konnte doch noch alles gut werden.

Doch eben das gelang ihm nicht.

Im Innern des sich rasend schnell drehenden Wirbels fühlte er sich wie taub, als ob alle seine Nerven abgestorben wären.

Die Drehbewegung ging weiter. Björn erblickte unter sich eine riesige, kreisrunde Fläche, in der sich alles in tosender Bewegung

befand. Es sah geradeso aus, als ob er von unsichtbaren Händen aus dem Himmel herabgezogen würde in den Strudel eines schwarzen, gigantischen Meeres, das sich unter ihm bis in die Unendlichkeit ausdehnte.

Farbige Nebel stiegen ihm wie Dämpfe entgegen, berührten ihn und wurden von seinem Körper aufgesaugt, wie die Feuchtigkeit von einem Schwamm.

Dann wußte er nichts mehr von sich…

*

Mit einem einzigen Blick erkannte Pepe die Situation, in die er allen Naturgesetzen zum Trotz geraten war.

Er befand sich mitten unter Menschen, an einem Ort, wo ein Verbrechen vorbereitet wurde oder seinem Höhepunkt entgegenstrebte.

Draußen am Schaufenster standen zahlreiche Fahrzeuge und drängten sich die Menschen. Vor dem Fenster waren einige Polizisten postiert, die mit angeschlagenen Waffen bereitstanden.

Hier in dem kleinen Raum mit dem vergitterten Fenster saß auf dem Stuhl hinterm Schreibtisch ein gefesselter Mann und standen die beiden Verbrecher, die offensichtlich in diesen Juwelierladen eingedrungen waren, um sich die Taschen mit Geld und Schmuck zu füllen.

Mitten auf dem Schreibtisch lag – die schöne, bunte Blume aus dem Garten des Hestus! Hier also war sie angekommen. Und er mit…

Pepe stand mit dem Rücken zur Wand und sah dem Tod ins Auge.

Der brutale Verbrecher, der aussah, als ob er kein Wässerchen trüben könne, würde keine Sekunde zögern, ihn niederzuschießen. Die Situation war auch für Tom Jenkins so undurchsichtig, daß er erst um sich schlug und dann fragte, was eigentlich los war.

Er fand für das Eindringen des Jungen keine Erklärung und dachte auch gar nicht darüber nach.

Da handelte Pepe. Er war eine Zehntelsekunde schneller als sein bewaffneter Gegner.

Es gab ein häßliches Knirschen, als sich der Metallauf der Pistole spiralförmig verbog und im nächsten Moment aussah wie das spitze Ende eines Schraubenziehers. Gleichzeitig wurde das vordere Lauf drittel nach oben gebogen, als ob ein unsichtbarer Rammbock in Aktion getreten wäre.

Pepe warf seine parapsychischen Fähigkeiten in die Waage aus Leben und Tod.

Der Gangster kam nicht mehr dazu abzudrücken. Er starrte auf seine Waffe, wurde kreideweiß, und seine Augen wurden groß wie

Untertassen.

Zitternd bewegten sich seine Lippen und ohne daß es ihm bewußt wurde entrann seiner Kehle ein dumpfes Stöhnen. »Das… gibt es doch nicht. Jay…«, stammelte er entsetzt. »Spuk… hier gibt's Gespenster… Jay…«

Davor schien er mehr Angst zu haben als vor der Realgewalt, die er durch sein Verhalten geweckt hatte.

Mit einem Aufschrei ließ er die Waffe los.

Pepe, der die Wirkung seiner parapsychischen Kräfte sehr wohl kannte, nutzte den Augenblick der Verwirrung, um nachzufassen.

Die schmiedeeiserne Lampe mit den großen Kettengliedern erwies sich da als eine geradezu beispiellose Waffe.

Pepe stand wie erstarrt. Seine ganze Konzentration war auf die tief herabhängende Lampe gerichtet, und dann wurden seine Kräfte wirksam. Ohne daß er auch nur einen Finger rührte, wurde die Lampe blitzartig nach vorn gerissen und knallte genau mit ihrem schweren, geschmiedeten Schirm gegen Tom Jenkins' Stirn, ehe der dazu kam, dem Kopf seitlich abzuwenden oder in die Knie zu gehen, um den Zusammenprall zu verhindern.

Es gab einen dumpfen Schlag.

Jenkins' Mundwinkel klappten herab, und dann ging er doch in die Knie – allerdings nicht mehr freiwillig.

Instinktiv riß er mit der beginnenden Ohnmacht noch beide Arme herum und versuchte sich am Schreibtisch festzuhalten. Mit beiden Händen wischte er einige Utensilien von der Platte, so daß die darüber hinwegrutschten, gegen die Wand und auf den Boden knallten, auf dem auch Jenkins landete.

Jay McCansy wußte nicht mehr, wohin er den Blick wenden sollte.

Irritiert starrte er auf den Jungen an der Wand und auf die zurückpendelnde Lampe, dann auf seinen reglosen Kumpan am Boden.

McCansy war in diesen Sekunden nicht in der Lage, auch nur einen Finger zu rühren. Dann ging alles so schnell, daß auch er dem Unheil nicht mehr ausweichen konnte, und der halbwüchsige Mexikaner handelte klug und überlegt.

Die schmiedeeiserne Lampe wurde erneut nach vorn gerissen, diesmal mit noch stärkerer Gewalt. Es gab einen harten, trockenen Knall. Das drittletzte Kettenglied wurde in der Mitte gespalten, als ob es eine gewaltige Axt mit ungeheurer Kraft durchschlagen hätte.

Die schwere Lampe flog genau auf McCansys Kopf zu, und auch der kam nicht mehr zum Ausweichen. Das Objekt knallte auf seinen Schädel, und rasselnd schlang sich die Kette um seinen Hals.

Jay McCansy machte eine halbe Drehung nach rechts, wollte instinktiv noch von diesem gespenstischen Ort fliehen und warf sich nach vorn.

Schlaff glitt seine Hand über den, Lichtschalter. Der wurde ohne McCansys Absicht betätigt. Das Licht im Verkaufsraum flammte auf.

Jay McCansy stolperte über seine eigenen Füße. Er stürzte zu Boden und schlug mit dem Gesicht auf den steinigen Untergrund. Klirrend kamen Lampe und Kette erst Sekunden später zum Stillstand.

Der gefesselte Jeff Hutchinson hatte jede Einzelheit genau beobachtet. Atemlos vor Überraschung und Verwunderung saß er auf seinem Stuhl, den Kopf mal in Richtung der beiden auf rätselhafte Weise außer Gefecht gesetzten Gangster wendend, mal auf den Jungen blickend,' der im wahrsten Sinn des Wortes wie ein Geist aus dem Nichts aufgetaucht war.

Pepe stieß sich von der Wand ab und ging auf den Juwelier zu. Lächelnd nahm er ihm den 'Knebel aus dem Mund.

Jeff Hutchinson nickte zuerst nur, während Pepe damit begann, ihm die Fesseln zu lösen. »Du bist… ein guter Junge…«, krächzte der New Yorker dann. Seine Stimme klang spröde. Sein Mund war ausgetrocknet, und er fürchtete, daß seine Zunge schwoll; dick und leblos wie ein Stein fühlte sie sich an. »Ich weiß nicht… wie du das… gemacht… hast. Aber nur auf diese… Weise… war etwas gegen die beiden Burschen…auszurichten. Wie kommst du… hier… herein? Fenster und Türen waren… sind jetzt noch… verschlossen…«

»Ich komme durch die Wand, Sir«, sagte Pepe einfach. »Ich kann es nicht erklären. Auf einmal war ich da…«

»Und von wo bist du gekommen?«

»Von weit her, Sir«, erwiderte Pepe schnell. Es hatte keinen Sinn, Jeff Hutchinson die Dinge plausibel machen zu wollen. Die ganze Situation war schon phantastisch genug. Wenn er aber noch anfing von Carminia, von Arson, dem Mann mit der Silberhaut, von den Gärten des Hestus' und dem Feuerland K'hor Shan, von den unheilvollen Geistern des Dämonenfürsten Molochos zu berichten – dann würde der Juwelier ihn für vollkommen übergeschnappt halten.

Das Geschehen war ebenso mysteriös für ihn wie für diejenigen, mit denen er hier zusammengetroffen war. Die Tatsache, daß sich in Hestus' Garten ein spiegelähnliches Etwas befand, das die gleiche Wirkung wie der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh hatte, mußte er erst mal verdauen. Mit dem runden Objekt inmitten des blühenden Palmenhains war etwas in Pepes Leben gekommen, was ihn aufs äußerste beschäftigte.

Wieso er gerade an diesem Punkt, an dem sich ein schreckliches Verbrechen abzuzeichnen begann, ankam, wußte er auch nicht, so sehr er sich auch das Gehirn zermarterte.

Sein Auftauchen hatte jedoch zur Folge, daß die Dinge wieder ins rechte Gleis kamen und die Geschehnisse ohne Blutvergießen über die Bühne gingen.

Er öffnete den draußen wartenden Polizisten die Tür, so daß die Männer hereinstürmen konnten.

Sie kümmerten sich sofort um Jenkins und McCansy, und es wurde ihnen klar, daß hier zwei besonders große Fische ins Netz gegangen waren.

Die Tatsache, daß Pepe hier auftauchte, daß es nicht die geringste Erklärung dafür gab, forderte jedoch zu spektakulären Fragen heraus. Denen mußte der Junge sich stellen.

Nach einer ersten Aussage noch in Hutchinsons Geschäft wurde Pepe schließlich auf das Revier mitgenommen, wo man seine Aussagen zu Protokoll nahm.

Er bekam es mit Inspektor Morrison zu tun, der für den Fall verantwortlich zeichnete. Morrison wollte unbedingt wissen, wie Pepe es angestellt hatte, an Ort und Stelle aufzutauchen und die beiden Gangster im Handstreich auszuschalten.

»Nun hör' mal gut zu, mein Junge«, sagte der Inspektor. Er sprach mit ruhiger, gelassener Stimme und wirkte sehr väterlich. Er hatte jenes gewisse Fingerspitzengefühl, das auch hartgesottene, verschwiegene Typen zum Sprechen brachte, so daß sie das Gefühl bekamen, sich ihm anvertrauen zu müssen wie einem guten Freund. »Wir haben dir eine Menge zu verdanken. Wir wissen, daß wir nur durch dich ohne größere Schwierigkeiten die beiden Gangster praktisch wie zwei reife Früchte abführen konnten. Aber nun wollen wir natürlich auch gern wissen, wie du das angestellt hast. So einen Burschen wie dich könnten wir hier gut gebrauchen. Ist das, was du da getan hast, wiederholbar oder war es ein reiner Zufall?«

Inspektor Morrison packte die Sache von der richtigen Seite an. Er war ein fortschrittlich und modern denkender Mann. Er nahm seinen Beruf ernst und ging mit ebensolcher Freude seinen Hobbys nach. Diese Hobbys bestanden darin, daß er sich für alles Technische maßlos interessierte, ob es sich nun um die Entwicklung neuer Automotoren handelte oder um den Antrieb von Raketenflugzeugen, der Verbesserung von Satelliten, dem Einsatz und der Entwicklung modernster Waffen – Morrison interessierte sich für alles. Das wiederum hatte zur Folge, daß er jeden Monat jedes erreichbare Magazin auf diesem Sektor kaufte und Seite für Seite aufmerksam las.

Da in solchen Magazinen auch oft über Gebiete der Grenzwissenschaft gesprochen wurde, bekam Morrison im Lauf der Zeit mit, daß Technik und menschlicher Geist irgendwann in der Zukunft möglicherweise mal eine noch intensivere Verbindung eingehen würden als heute.

Ernsthafte Forscher lehnten nicht mehr nur mit einem Achselzucken und einem arroganten Gesicht die immer wieder eingehenden Meldungen von parapsychologischen Phänomenen ab,

sondern gingen der Sache auf den Grund. Und siehe da: einige kamen zu dem Schluß, daß bestimmte Ereignisse sich wirklich nicht mit den herkömmlichen Kenntnissen und logischen Gesetzmäßigkeiten deckten.

Da gab es doch einiges zwischen Himmel und Erde, das nicht unbedingt nur durch reine körperliche Anstrengung erreicht wurde, sondern einzig und allein durch den Einsatz des menschlichen Geistes. Es war Morrison bekannt, daß an geheimen Orten Versuche durchgeführt wurden, parapsychologische Anlagen in den Versuchspersonen zu wecken, zu fördern, mit streng wissenschaftlichen Maßstäben zu ergründen und immer wieder abrufbar zu machen, wenn es notwendig war. Es gab schon jetzt Strategen, die machten sich Gedanken über die Zukunft, in der man Technik und menschlichen Geist optimal einsetzen wollte. Gerade auf dem Gebiet der Waffenentwicklung schienen die Experten Fortschritte zu erwarten und sogar zu forcieren.

Es war eben immer wieder das gleiche. Sobald jemand eine Entdeckung machte, suchte man nicht mit allen möglichen Mitteln danach, wie sie eventuell das Leben der Menschen erleichterte, sondern zuerst, welchen militärischen Zweck sie wohl erfüllte. Und es gab nichts, was den Militärs nicht nützte.

Parapsychologen sollten zu einem Faustpfand für die Zukunft werden. Was für manch einen reine Utopie bedeutete – war für den informierten Morrison schon in den Bereich des Möglichen gerückt.

In diesem Zusammenhang war es für Morrison ebenso nichts Neues, daß er es möglicherweise mit einem jungen Menschen zu tun hatte, der in der Tat über parapsychische Fähigkeiten verfügte. Die Ereignisse im Geschäft des Juweliers sprachen für sich. Morrison hatte die Protokolle eingehend studiert.

Da gab es nichts zu deuteln. Der Mexikanerjunge war kein Komplize der beiden aufgefundenen Gangster gewesen. Er war nach Aussagen von Jeff Hutchinson, plötzlich wie ein Geist aus dem Nichts in dem kleinen Büroraum aufgetaucht und sogar von Tom Jenkins mit der Waffe bedroht worden. Diese Waffe lag nun auf Morrisons Tisch.

»Wie hast du das fertig gebracht?« fragte er unvermittelt und deutete auf die Pistole.

»Ich habe einfach nachgedacht«, erwiderte Pepe gleichgültig. »Etwas anderes blieb mir nicht übrig. Er hätte sonst geschossen. Ich wäre wohl kaum dazu gekommen, ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen…«

Morrison nickte angespannt. »Da hast du wohl recht«, murmelte er.

Er kam dann in allen Einzelheiten noch mal auf das zu sprechen, was Pepe bereits dem Juwelier gegenüber erwähnt und auch den Polizisten gesagt hatte.

»Die Sache mit der Lampe interessiert mich ebenfalls«, fuhr der Inspektor fort. »Du hast einfach gedacht, daß die Kette zerreißen soll, und schon ist’s passiert…«

Pee nickte. »Richtig, Inspektor. Dann ist’s passiert…«

»Und wie?«

»Das weiß ich nicht. Es geht ganz von selbst. Es ist genauso, als ob ich – atmen würde…«

»Das kommt nicht nur – zufällig zustande, nicht wahr?«

»Nein, Inspektor. Nur, wenn ich es will… das heißt, manchmal kann es auch passieren, daß ich so aufgeregt bin und es mir nicht gelingt, diese Kräfte unter Kontrolle zu bringen. Dann kann schon mal eine Glühbirne platzen, sich ein Messer oder eine Gabel verbiegen…«

»Hm«, murmelte Morrison. »Wenn du also jetzt willst, daß die Birne da in meiner Schreibtischlampe platzt – dann wird sie das tun?«

»Ja, Sir!«

»Dann zeig’ mir das doch mal…«

Morrisons letztes Wort war noch nicht verebbt, da geschah es schon.

Es gab einen Knall, als ob jemand einen Stein durch eine Fensterscheibe werfen würde.

Die Birne implodierte, und es wurde stockfinster. Das hätte eigentlich nicht sein dürfen. Denn außer der Schreibtischlampe brannten noch zwei Neonröhren über den zugezogenen Fenstern.

Auch die erwischte es.

Der helle Knall der zerplatzenden Röhren erinnerte Morrison unwillkürlich an zwei abgefeuerte Schüsse.

»Um Himmels willen!« rief er. »Was ist denn jetzt passiert?«

»Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, Inspektor«, erwiderte der Junge darauf. »Ich habe etwas zu – heftig gedacht! Da ist es eben passiert. Ich sagte Ihnen ja vorhin schon, manchmal kriegt man die Dinge nicht unter Kontrolle. Dann weiß ich selbst nicht, wie intensiv meine Gedanken irgendwo angreifen. Ich bin eben sehr aufgeregt. Ich bitte um Ihre Nachsicht, Sir…«

*

Das Ganze wirkte irgendwie erheiternd, aber auch erfüllt von einem Ernst, den Morrison bisher nicht kannte.

Der Inspektor zündete rasch sein Feuerzeug an. Seltsamerweise fühlte er sich hier in der Dunkelheit, in der Gesellschaft des Jungen, nicht gerade sehr wohl.

Er seufzte. »Zu spät«, murmelte er. »Das eben hatte ich nicht erwartet. Eine Birne hätte ja gereicht. Es kann immer mal vorkommen, daß eine zu Bruch geht. Daß aber in der gleichen Minute zwei

Neonröhren auch noch ihren Geist aufgeben – das war zuviel, Pepe! Die Rechnungsabteilung wird murren, wenn die Reparaturkosten angefordert werden. Mußten es gerade alle drei sein?«

»Ich war noch so in Fahrt, Sir«, entgegnete der Junge. »Von vorhin. Das wirkt manchmal nach…«

»Soso!« Morrison ging in das Vorzimmer, schraubte dort eine Birne aus und drehte sie in seine Schreibtischlampe.

Pepe wirkte ernst. Morrison führte das darauf zurück, daß der Junge offensichtlich aufgrund seiner Kritik gewisse Schuldgefühle entwickelte.

Da winkte er ab. »Das ist nicht nötig, Pepe. Das Ganze vorhin war nur Spaß…«

Pepe nickte abwesend. Morrison konnte nicht wissen, daß der schwarzgelockte Knabe ganz andere Gedanken im Kopf hatte, als sich um die beiden Neonröhren und die Glühbirne zu grämen.

Pepe machte sich Sorgen um seine Rückkehr. Unmittelbar nach seiner rätselhaften Ankunft im Hinterzimmer des Juweliers hatte er versucht, wieder in die Wand einzudringen, aus der er offensichtlich wie ein Gespenst gekommen war.

Doch die Rückwärtsbewegung hatte sich nicht einleiten lassen. Offensichtlich bedurfte es eines Hilfsmittels, das er nicht kannte…

Morrison hatte das Gefühl, weitersprechen zu müssen, um Pepe aus seiner Nachdenklichkeit zu reißen.

»Nun hör mal zu, mein Junge«, begann er und legte freundschaftlich den Arm um die Schultern seines mutigen Gesprächspartners. »Für das, was du kannst, was du mir eben demonstriert hast, habe ich schon lange eine Schwäche. Ich habe nie so recht daran geglaubt – ich wollte es aber auch nie ganz von der Hand weisen. Wenn meine Sinne einwandfrei funktionieren, bin ich nun Zeuge einer Angelegenheit geworden, über die ich bisher nur gehört und gelesen habe. Wie du es nun gemacht hast, die beiden Kerle außer Gefecht zu setzen – das Problem ist für mich wirklich gelöst. Nicht ganz gelöst ist für mich, woher und weshalb du gekommen bist?«

»Das ist ganz einfach zu beantworten, Inspektor. Ich komme von – zu Hause…« Pepe grinste von einem Ohr zum anderen. Er sagte kein Wort von K'hor Shan oder Xantilon, kein Wort von Marlos. Der Inspektor war sicher der Ansicht, daß er mit dem »zu Hause« nur Mexiko meinen konnte. »Und hierher kommen wollte ich eigentlich nicht«, fuhr Pepe fort. »Das hat sich ganz von selbst ergeben. Ebensogut hätte ich meinetwegen in Paris oder London landen können…«

»Du bist ein reiselustiger, kleiner Bursche«, entgegnete Morrison fröhlich. »Dir steht die Welt offen. Und das Ganze erledigst du mit der

Unken Hand – und ohne auch nur einen einzigen Cent an Reisekosten aufzubringen. Merkwürdig…« Morrison kratzte sich gedankenvoll im Nacken. »So recht kann ich mich doch mit dem Gedanken nicht anfreunden, daß dies alles nur ein Zufall gewesen sei…«

Er ahnte nicht, daß er in diesen Sekunden genau das aussprach, was Pepe sich schon die ganzeZeit über dachte. Auch ihm kam das Ganze seltsam vor. Ebensogut hätte er irgendwo anders ankommen können und nicht genau an jener Stelle, wo praktisch dringend jemand gebraucht wurde, der Verwirrung stiftete, um die beiden Gangster vor den Kopf zu stoßen. So ganz ohne Risiko war diese Ankunft jedoch nicht gewesen. Ebensogut hätte es Tom Jenkins gelingen können, schneller seine Waffe abzudrücken. Dann hätte Pepe keine Chance mehr gehabt…

»Und es ist dir jederzeit möglich – wenn du es willst – einfach von hier zu verschwinden?«

»Aber natürlich, Inspektor. Das ist das geringste Problem…« Pepe sagte damit nur die halbe Wahrheit. Eine Rückkehr in die Gärten des Hestus' war ihm offensichtlich unmöglich. Aber von hier aus dem nächtlichen New York konnte er jederzeit den Sprung nach Marlos machen. Jeder Marlosbewohner, der sich lange genug auf der unsichtbaren Insel aufgehalten hatte, war imstande, seinen Körper von der Insel aus an einen anderen Ort der Welt zu versetzen. Ausgangspunkt für eine solche Aktion konnte jedoch immer nur Marlos sein. Es wäre Pepe jetzt nicht auf Anhieb möglich gewesen, einen anderen Ort irgendwo auf dieser Welt aufzusuchen, ohne erst nach Marlos zurückzukehren.

Der Junge war von großer Unruhe erfüllt.

Hier konnte er nicht bleiben. Er mußte irgend etwas unternehmen und beantwortete die Fragen von Inspektor Morrison, so gut er konnte, um die Hintergründe der Vorfälle aufzuhellen. Dann hielt Pepe es nicht mehr für wichtig, länger zu bleiben.

»Vielleicht sehen wir uns mal wieder, Inspektor«, sagte der Junge. »Aber jetzt muß ich zurück. Ich werde erwartet…«

Ihm war eine Idee gekommen.

Und die wollte er so schnell wie möglich in die Tat umsetzen.

Inspektor Morrison wurde Zeuge des Ereignisses.

»Hallo, Junge…«, sagte er noch. Dann blieben ihm die Worte wie ein Kloß im Hals stecken.

Der Platz vor ihm war plötzlich leer, als hätte dort nie jemand gesessen!

Pepe war verschwunden. Wie ein Geist hatte er sich aufgelöst.

Morrison löste sich aus der Erstarrung und kam mit schnellen Schritten um den Schreibtisch herum. Vorsichtig tastete der Inspektor nach dem Stuhl und griff ins Leere.

»Hallo, Junge, Pepe?!« wisperte er tonlos. »Nun laß doch diesen Unsinn! Warum hast du’s denn mit einem Mal so eilig zu verschwinden?«

Er wartete ernsthaft auf eine Antwort.

Aber die kam nicht.

Pepe konnte ihn nicht mehr hören.

Er war Tausende von Meilen entfernt und landete auf der ewigen Frühlingsinsel Marlos, wo es nie Nacht wurde und sich zur Zeit nur eine einzige Person aufhielt: Jim, der Guuf…

*

Inspektor Morrison kam nicht mehr dazu, sich weitere Gedanken über die Angelegenheit zu machen.

Das Rasseln des Telefons riß ihn aus seinen Überlegungen.

Morrison hob ab und meldete sich.

Seine Stimme war müde und klang brummig.

Am anderen Ende der Strippe sprach Jeff Hutchinson, der Juwelier. »Da ist noch jemand angekommen, Inspektor«, sagte der Geschäftsinhaber, der es sich nicht nehmen ließ, zur vorgerückten Stunde aufzuräumen, was die beiden Gangster in Unordnung gebracht hatten.

»Wie soll ich das verstehen, Mister Hutchinson?«

»Da ist jemand, der möchte Sie sprechen…«

Zwischen Morrisons Augen bildete sich eine steile Falte. Er hörte, wie der Hörer weitergegeben wurde, wie jemand etwas flüsterte. Dann klang eine andere Stimme an sein Ohr. Es war die einer Frau.

»Guten Abend, Inspektor, oder vielmehr guten Morgen. Es dauert ja nicht mehr lange, dann geht die Sonne auf.«

»Da haben Sie recht, Madam«, entgegnete der Inspektor mit unterdrücktem Gähnen. »Sie wollten mich sprechen?«

»Mein Name ist Carminia Brado, Inspektor. Ich habe gehört, daß mein junge bei Ihnen sein soll. Kann ich ihn mal sprechen?«

*

Rani Mahay und Arson, der Mann mit der Silberhaut, setzten wie verabredet ihre Suche nach den sieben schwarzen Todesboten der Apokalypta fort.

Doch es gab keine Spur von ihnen.

Es kam auch nicht zum geringsten Zwischenfall.

Auch Rani und Arson hatten damit gerechnet, daß sich einige Ursen möglicherweise hier unten in den gewölbeartigen Labyrinthen verborgen hielten. Ungehindert kehrten die beiden Männer in die

große, unter freiem Himmel liegende Tempelhalle zurück.

Der wolkige Himmel war aufgerissen und eine kühle Brise wehte vom Meer her über das Land.

»Er ist schon eine ganze Weile weg«, sagte Rani, auf Björns Abwesenheit anspielend. »Ich habe kein gutes Gefühl…«

Der Inder und der Mann mit der Silberhaut durchquerten wortlos den großen Tempel.

Sie erreichten die Bucht, die von zwei massigen, zerklüfteten Felsblöcken flankiert wurde.

Rani ließ den Blick über die weite Wasserfläche schweifen, und seine Augen verengten sich, als er versuchte, die Insel zu erkennen, die in Sichtweite von K'hor Shan vor kurzer Zeit aus den Tiefen der Fluten gestiegen war.

Er nahm einen schmalen, dunklen Landstreifen wahr, der sich nur unmerklich von dem düsteren Horizont abhob.

»Irgendwo da drüben ist er jetzt«, murmelte er. »Man müßte Superaugen haben, um jede Einzelheit auf Xantilon wahrnehmen zu können. Ich habe manchmal das Gefühl, daß er uns nur in Sicherheit wiegen wollte, während er mal wieder die heißesten Kartoffel aus dem Feuer herauspickte…«

»Und warum fängst du nicht an mitzupicken?« schaltete Whiss, der Kobold aus dem Mikroreich, sich ein. Das rabengroße Wesen beugte sich in verrenkter Stellung nach vorn, drehte den Kopf und hielt sich mit einer Hand an Mahays Ohr fest, um nicht das Übergewicht zu verlieren und von der Schulter seines Retters zu stürzen. In dieser Stellung starrte er mit seinen großen, runden, wimpernlosen Augen dem Inder voll ins Gesicht. »Wenn das für dich so interessant ist, dann würde ich doch nicht darauf verzichten…«

Mahays ernste Miene lockerte sich auf durch ein flüchtiges Lächeln. »Ach, Whiss«, seufzte er. »Es gibt eben doch manche Dinge, die verstehst du nicht so, wie man sie eigentlich verstehen müßte…«

»Dann erklär' sie mir doch!« lautete die Antwort.

Rani Mahay unternahm zumindest den Versuch. Er konnte Whiss plausibel machen, was Kartoffeln waren, was heiße Kartoffeln waren.

»Es ist etwas zum Essen«, nickte der Kleine aus der Welt des Mikroreiches. »Soviel habe ich kapiert. Aber ich verstehe einfach nicht, warum Björn die unbedingt dort drüben auf Xantilon aus dem Feuer holen will. Wenn es doch einfach genügt, sie aus der Erde zu buddeln oder sie zu kaufen…«

Es war unmöglich, ihm beizubringen, daß die ganze Sache nur allegorisch gemeint war.

»Allegorisch…«, schimpfte das rabengroße Geschöpf auf Mahays Schulter los wie ein Rohrspatz. »Ich hör' immer bloß allegorisch. Was, zum Donnerwetter, soll sich darunter nun wieder ein Whiss

vorstellen?«

Whiss hockte zusammengekauert und mit verkniffenem Gesicht gegen Mahays Nacken gelehnt, hatte die Arme verschränkt, ein Auge geschlossen und starrte mit dem anderen wie leblos in eine imaginäre Ferne.

Rani und Arson hielten sich auch die kommende Viertelstunde noch direkt in der Bucht auf. Sie hofften beide, daß Björn Hellmark so schnell wie möglich zurückkam.

Doch weder er selbst kam noch schickte er Macabros, seinen Doppelgänger, um ihnen zu sagen, was er entdeckt hätte.

Die Unruhe des Inders wuchs. Rani lief auf und ab, übersprang einige der aus dem Wasser ragenden, abgeplatteten Felssteine und kam auf diese Weise in die Nähe des riesigen Blockes, der wie ein Monolith vom Boden des Meeres heraufragte.

Rauschend und gurgelnd brachen sich die Wellen zwischen den Steinen in den geheimen Winkeln und Ecken des Felsens. Der Inder wußte, daß in der Bucht glutflüssige Steine aus der Meerestiefe stiegen, als jener Teil Xantilons in die sichtbare Welt geschoben wurde.

Björn Hellmark selbst hatte als Gefangener des Ursenkönigs Sequus die Wiedergeburt des Nordteils von Xantilon miterlebt.

Wenn all das stimmte, was Björn ihm sagte, dann war der Freund, an einem totemartigen Pfahl gefesselt, auf einem in glutflüssiger Magma schwimmenden Stein von K'hor Shan nach Xantilon getrieben worden und im letzten Augenblick doch noch seinen Häschern und der Todesgefahr entronnen.

»Eigentlich ist es unvorstellbar und doch Wirklichkeit«, begann der Inder unvermittelt, indem er einen Blick zurückwarf auf Arson, der ihm unwillkürlich gefolgt war. »Wenn man bedenkt, daß wir uns hier in jenem riesigen Teil K'hor Shans aufhalten, der von der normalen Welt her weder zu orten noch zu sehen ist, dann ist das schon ein merkwürdiges Gefühl, wenn man gleichzeitig von dieser Bucht aus ein Eiland wahrnehmen kann, das auch für alle anderen in der Welt der dritten Dimension sichtbar ist.«

Obwohl Rani Mahay schon so viel Außergewöhnliches und Unglaubhaftes erlebt und gesehen hatte, faszinierten ihn diese seltsamen Tatsachen doch immer wieder.

Hier war es ähnlich wie auf Marlos. Ein Schiff könnte jetzt in diesem Augenblick in Sichtweite von ihnen vorbeifahren – und doch würde diese riesige Landansammlung inmitten des Ozeans nicht wahrgenommen werden können. Dieser Teil K'hor Shans lag in der vierten Dimension. Nur ein winziges Fleckchen Erde, ein fast als Karikatur zu bezeichnendes Eiland ragte in den sichtbaren Teil dieser Welt. Und dieses Eiland wiederum war so klein, daß keine Seekarte

der Welt es verzeichnete.

Rani wollte gerade etwas sagen, als er Arsons leisen Zuruf vernahm.

»Hei, Rani! Was ist denn das?«

»Was?«

Der Inder wandte sofort den Kopf, und auch Whiss schien aus seiner Meditationsübung urplötzlich herausgerissen zu werden. Sein zweites Auge öffnete sich, sein zusammengekauerter Körper streckte sich und mit einer beinahe schwungvoll elastischen Bewegung stieß er sich in die Höhe und kam federnd auf die Beine zu stehen.

Arson deutete auf den torpedoförmigen Körper, der zwischen zwei dicht aneinanderstehenden Felsen schaukelte und von den dort sich brechenden Wellen ständig auf und nieder getragen wurde.

»Ein Ursenschiff!« entfuhr es Rani Mahay.

Tatsächlich!

Nur eine Steinwurfweite von ihnen entfernt, im Schatten der Felsen, kaum wahrnehmbar, lag eines der metallenen Schiffe, die in Form eines riesigen Haies geschaffen worden waren.

Ob dieses Schiff hier in dieser Welt von den Ursen gebaut worden war oder ob sie mit ihm schon aus dem Mikroreich hierher kamen – dies war eine Frage, die bisher nicht geklärt werden konnte.

Durch Whiss jedoch, den Rani Mahay fragte, fand sie nun Beantwortung.

»Das ist ein Zerstörungsboot der Feinde«, wisperte der Kobold. »Sie wollen die ganze Welt beherrschen. Nicht nur die eine, sondern alle. Egal, wo immer sie auftauchen, hinterlassen sie Trauer, Verwüstung und lassen nur gelten, was die eigene Art weiter fortpflanzen läßt…«

Dies war das erste Mal seit der Anwesenheit von Whiss in dieser Dimension, daß er eine Andeutung über ein Volk machte, mit dem seine Rasse gewissermaßen auf Kriegsfuß stand.

Bisher hatte Whiss nicht zu erkennen gegeben, wie sein eigenes Volk hieß und welche Beziehung er zu ihm hatte. Nur andeutungsweise war das eine oder andere bekannt geworden, und Rani konnte sich ein bruchstückhaftes Bild davon machen, wie die Art, der Whiss angehörte, in jenem Kosmos lebte, in dem das Ursenvolk das absolute Sagen hatte.

Whiss' Rasse lebte nicht im Kollektiv. Von ihnen gab es nur Einzelwesen. Mahay glaubte annehmen zu können, daß eine weibliche Angehörige von Whiss' Art wie ein Vogel mehrere Male in ihrem Leben jeweils ein einziges Ei legte und es ausbrütete. Die besonders begabten Geschöpfe, zu denen Whiss gehörte, schienen den Ursen ein Dorn im Auge zu sein. Jene Ursen, denen Mahay im Mikroreich begegnet war, jedenfalls hatten alles darangesetzt, diesem kleinen, fliegenden Kobold den Garaus zu machen. Nur durch das Eingreifen

des Inders war dies verhindert worden.

Durch eine Kette von Zufällen war Whiss mit Mahay in die dritte Dimension zurückgezogen worden und trennte sich seither nicht mehr von der Schulter seines Retters.

»Whiss«, bemerkte der Inder, während er auf den nächsten Felsen sprang, um die Nähe der beiden Blöcke zu gelangen, die schräg hinter dem einen großen lagen, so daß er sie zuvor nicht bemerkt hatte. »Ich hoffe, du hast mit der Sache nichts zu tun?«

Whiss wußte sofort, was damit gemeint war.

Eine seiner besonderen Fähigkeiten bestand darin, daß er in der Lage war, aus seiner Materie eine andere zu machen. Auf seinem Kopf gab es insgesamt elf winzige Noppen, die teleskopartig ausfahrbar waren wie Antennen. Mit diesen Sonderfühlern konnte Whiss, jeweils nach Bedarf, die eine oder andere Aktivität ausführen. Wie ein Mensch sich seiner Hände, seiner Füße und seines Kopfes betätigte – so betätigte sich Whiss je nach Bedarf des einen oder anderen Fühlers.

Mit Hilfe seiner Sondersinne konnte er beispielsweise Felsbrocken in organische Substanz umwandeln. Was einem Menschen unmöglich war – Whiss machte es möglich.

»Du hast das Schiff nicht gemacht, nicht wahr?« wollte Rani Mahay es ganz genau wissen.

»Nein, Ranifreund.«

Konzentriert und aufmerksam gingen die beiden Männer an den Fundort heran.

Da hatten die Ursen doch tatsächlich eines ihrer Schiffe vergessen.

War es vielleicht defekt, daß es zurückblieb?

Unwillkürlich drängte sich dem Inder diese Frage auf.

Gemeinsam mit Arson untersuchte er das eigenartige Schiff näher, das einem Hai zum Verwechseln ähnlich sah.

Statt der Flossen besaß das Boot Stummelflügel und eine Öffnung, in der bequem zwei oder drei Personen sitzen konnten. Eine Kuppel, mit der man diese Öffnung hätte schließen können, existierte nicht.

»Ich habe für Technik nur wenig Verständnis«,murmelte Rani. »Ich glaube, Arson, das ist etwas für dich…«

Und genauso war es.

Arson, der Mann aus der Zukunft, dessen Zeitschiff sicher auf der Zwischenwelt stand, nahm die Apparaturen näher in Augenschein.

Das Armaturenbrett war oval und die Anzeigen waren auf ein Minimum beschränkt.

Unmittelbar vor dem Sitz des Piloten gab es zwei Hebel, die man bequem umfassen konnte.

Arson nahm den Platz in dem rätselhaften Flugschiff ein.

Um Sequus zu unterstützen, um seine Herrschaft über alle Zeiten endgültig manifest zu machen, waren die Ursen aus der

Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft ihrer Reiche gekommen, um ihren alleinigen Herrscher zu krönen und ihm zu dienen.

Die Unterschiede in der Entwicklung schienen diese Wesen seltsamerweise nicht gestört zu haben. Dies war ein Plus, das Rani neidlos anerkennen mußte – egal, wie immer die Fischgesichtigen auch in Erinnerung hatte.

Da nahm keiner Anstoß am anderen, ob der nun mit einer primitiven Steinaxt, mit Schwert, Speer, Pfeil und Bogen oder einem gekonnt konstruierten Schiff ausgestattet war, das Todesstrahlen verschießen konnte oder nicht.

Urzeiten lagen zwischen den Ursen von damals und denen aus einer fernen Zukunft. Und doch hatte sie alle, die sich liier auf K'hor Shan versammelten, etwas verbunden: ihr König Sequus…

Arson studierte die Anzeigen und die Anordnung der Knöpfe und schien mit dem, was er begriff, recht zufrieden zu sein.

»Wenn das Ding noch funktioniert«, sagte er unvermittelt, »dann ist es überhaupt keine Schwierigkeit, es wieder in Gang zu bringen. Ich werde es auf einen Versuch ankommen lassen.«

Arson stieg noch mal aus, und gemeinsam mit dem Inder schob er das Objekt aus der Felsenspalte weiter vor zur Bucht, Richtung offenes Meer. Der schwimmende Körper diente den Ursen auf der Erde als Schiff. Aber in dem Reich, aus dem sie gekommen waren, ließ sich diese Maschine fliegen.

Arson betätigte den Zentralschalter. Ein kaum merkliches Vibrieren ging durch den Rumpf, und mehrere Anzeigen begannen unheilvoll zu glühen.

»Paß auf, Arson«, warnte der Inder.

Ihm war der Versuch nicht ganz geheuer.

»Keine Sorge, Rani! Es kann eigentlich nicht viel schiefgehen. Wenn die Burschen nicht gerade eine Zeitbombe eingebaut haben, werden wir's schon schaffen…«

Und Arson schaffte es!

Er, der selbst aus der Zukunft kam, startete das Flugboot auf Anhieb.

Lautlos jagte das Gefährt über die sich kräuselnde Oberfläche. Arson richtete sich hauptsächlich nach den Merkmalen und Symbolen auf dem Armaturenbrett, die jedem verständlich geworden wären, hätte er sich nur intensiver damit befaßt.

Das Flugboot jagte lautlos über die Wasseroberfläche.

Eine regelrechte Wasserwand stieg senkrecht und rauschend vor Rani Mahay auf, schwappte über ihn hinweg und klatschte in den breiten Felsspalt, wo das Ursenflugboot herrenlos gestanden hatte.

Arson drehte mehrere Runden. Dabei erprobte er verschiedene

Geschwindigkeiten.

Da das Ganze sich in völliger Lautlosigkeit abspielte, konnte Rani schon nach kurzer Zeit nicht mehr feststellen, wo der Freund mit der Silberhaut sich befand. Arson war irgendwo im Dunkeln untergetaucht. Erst nach fünf Minuten, die dem Inder vorkamen wie eine ganze Stunde, kehrte Arson wieder zurück.

In weitem Bogen schwamm er heran. Wie ein überdimensionaler Pfeil jagte das fremdartige Schiff über die Wasseroberfläche. Arson bremste rasch die hohe Geschwindigkeit ab.

Aber im letzten Moment schien er doch einen Fehler zu begehen.

Das Schiff kam nicht wie vorgesehen in Mahays unmittelbarer Nähe an, der noch immer auf dem Felsblock stand, sondern tauchte schnell wie ein Stein in dem Augenblick unter, als Arson die Geschwindigkeit auf Null herabgesetzt hatte.

Rani Mahay erstarrte zur Salzsäule, als das Schiff vor seinen Füßen versank und von Arson nicht mehr das Geringste zu sehen war.

*

Es dauerte eine geraume Weile, ehe er die Augen aufschlagen konnte, nachdem sein Bewußtsein schon wieder aktiv arbeitete.

Björn Hellmark merkte, daß er am Boden lag. Im ersten Moment begriff er nicht, wo er sich befand und wie er in diese Lage geraten war. Doch dann kehrte seine Erinnerung Stück für Stück zurück.

Erschreckt fuhr er zusammen, als er daran dachte, daß er wie ein blutiger Anfänger in eine geschickt gestellte Falle gegangen war.

Björn fühlte sich wie gerädert.

Im ersten Moment nach dem Erwachen war es ihm unmöglich, sich zu erheben, weil sämtliche Muskeln schmerzten.

Er tastete über den Boden, der glatt und kühl war. Die Kälte schlich sich in Björns Körper wie ein Gift.

Matt und kraftlos drückte Hellmark sich langsam in die Höhe. Er versuchte, die Benommenheit abzuschütteln. Doch das ging nicht so ohne weiteres. Es kam ihm so vor, als ob jemand heimlich ein Betäubungsmittel in sein Getränk getan hätte.

Björn hatte schon viele Welten gesehen. Der Übergang von einer zur anderen verlief oft unterschiedlich. Völlig ohne Schmerzen oder Unannehmlichkeiten war es eigentlich kaum gegangen. Eine Ausnahme machte da der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh, den er in der Geisterhöhle auf Marlos aufbewahrte. Wenn dieser Spiegel an eine bestimmte Stelle im Innern der Geisterhöhle gestellt wurde, dann erfolgte der Übergang glatt und ohne die geringsten Beschwernisse.

Als Björn die Augen aufschlug, spannte sich ein giftgrüner Himmel über ihm.

Hellmark fuhr unwillkürlich zusammen. Diese Farbe war so unwirklich, so unfaßbar, und sie gab ihm mit aller Eindringlichkeit zu verstehen, daß er wieder mal in eine Welt geraten war, von der er nicht wußte, was sie ihm brachte. Seine Wanderung durch verschiedene Dimensionen und Parallelräume schien ein Fluch zu sein, der auf ihm lastete, seitdem er erkannt hatte, daß er bereits als Kaphoon ein erstes Leben auf dieser Erde durchmachte.

Seine Augen gewöhnten sich an das gespenstische Licht, das ihn umgab. Später erkannte er, daß der Himmel kein Himmel, sondern eine riesige Decke war. Die Halle spannte sich wie eine Kuppel über ihm, und in dem Grün erkannte er jetzt auch noch andere Töne. Die Decke war angestrichen und wies zahlreiche seltsame Zeichnungen auf, die an bizarre Geschöpfe, fremdartige Pflanzen und Tiere erinnerten.

Da war zum Beispiel eine riesige Echse, die farbenfrohe Schmetterlingsflügel aufwies, in denen das Licht einer unsichtbaren Sonne faszinierende Farbtupfer hinterließ.

Da gab es Gewächse, die aussahen, als ob ein Zuckerhut auf den anderen gestülpt wäre und die sich, windend wie Schlangen, einem fernen, unbeschreiblichen Ziel entgegenschoben.

Im Hintergrund standen bizarre Bergkegel, auf denen seltsam geformte Farne wuchsen, die schillerndes Licht verbreiteten, das schließlich mit dem gespenstischen Grün eins wurde.

Jede Einzelheit der hinter ihm liegenden Ereignisse war Hellmark vertraut. Es war ein Fehler gewesen, Kaphoon einfach zu verfolgen und sich ganz auf den Kampf einzulassen, der seine volle Konzentration forderte.

Diese Nachlässigkeit rächte sich nun. Er wußte nicht, wo er war und was ihn erwartete…

Endlich gelang es ihm, auf den Beinen zu stehen und die Schwäche zu überwinden. Er kam sich vor, als hätte er tagelang nicht richtig geschlafen. Er torkelte mehr, als daß er ging.

Abgeschlagen blickte er sich in der Runde um. Die Kuppel hatte einen gewaltigen Umfang und wurde von zahllosen, sehr hohen Säulen gestützt.

Diese Säulen bildeten genau den Mittelpunkt einer Halle, in der er angekommen war.

Björn versuchte sich der Segmentabschnitte auf dem Boden der alten Burg zu erinnern. Diese magischen Kreise, die Zeichen, die dort auf den Boden geritzt waren, schienen das bewirkt zu haben, was eingetreten war.

Anders ließ sich sein Übergang von Xantilon in diese… ja, in welcher Welt befand er sich denn nun? War dies noch immer Xantilon? War es ein Xantilon in einer früheren oder späteren Zeit?

Waren nur die Zeiten verschoben oder hatte auch der Raum sich verändert?

Hellmark durchquerte die Kuppelhalle. Zu beiden Seiten gab es zwei riesige, schwarz-grüne Tore, durch die bequem ein Pferdegespann gepaßt hätte.

Er näherte sich dem Tor, dem er sich am nächsten befand. Als er noch zehn Schritte davon entfernt war, glitten die beiden riesigen Flügeltüren wie von Geisterhand bewegt auf.

Hellmark blickte in einen Saal, wie er ihn zuvor noch nie in solcher Pracht gesehen hatte.

Er hatte goldene Erker, phantastisch geformte, goldene Säulen und einen Raum, der in seinem Farben- und Formenreichtum alles übertraf, was er sich vorstellen konnte.

Hier wurde ein Traum, ein Märchen wahr.

An den gewundenen Treppen, die zu allen Seiten hin in verschiedene Richtungen strebten und hinter verzierten Wänden und Säulen in höhergelegene Räumlichkeiten verschwanden, erkannte er etwas, das ihm vertraut schien.

Das war doch genau die Anordnung der Wände und Treppen, wie er sie vorhin in dem Raum fand, in dem er mit Kaphoon zusammengestoßen war!

Hellmarks Atem ging flach. Sein Herz schlug wie rasend, und er konnte der Erregung, die von ihm Besitz ergriff, nur mühsam Herr werden.

War es etwa der gleiche Burgraum, in dem er sich vorhin befunden hatte?

Nur – zu einem anderen Zeitpunkt? Früher – oder später?

Wie in Hypnose ging er zur Treppe, und unwillkürlich hielt er dabei den Blick auf den Boden gerichtet.

Etwas schockierte ihn aufs äußerste.

Vor seinen Füßen entdeckte er den großen Kreis, der in mehrere Segmente geteilt war. Es handelte sich um eine schwere, goldene Platte, die aussah wie ein riesiger Deckel, der in den Boden eingelassen war und etwas verbarg.

Das primitive Gegenstück dazu befand sich in der schwarzen Burg des Molochos', in die der Dämonenfürst zurückkehren wollte.

Alle Wege waren ihm geebnet. Apokalyptas sieben schwarze Todesboten hatten ihren Ritt begonnen, und die Geister der Vergangenheit waren lebendig geworden.

Hellmark versuchte, seine durcheinanderwirbelnden Gedanken zu ordnen. Im Mittelpunkt des Kreises hatte das Schicksal ihn ereilt. Nun fand er das unbeschreibliche Gegenstück auf der anderen Seite des Wirbels, und er fragte sich, was wohl geschehen würde, wenn er jetzt wieder den Kreis betrat?

Unwillkürlich stellte er sich die Frage, ob man dies von ihm erwarte. Dabei hob er den Kopf und blickte an den Treppenaufgängen hoch und an den Wänden entlang auf der Suche nach etwas Lebendigem, das es doch geben mußte…

Dieser goldene Tempel, dieser Prunk, all die unbeschreibliche, märchenhafte Pracht mußte doch jemand gehören.

Er ließ langsam, wie in Zeitlupe, den Blick in die Runde schweifen, damit ihm ja nichts entging.

Sosehr er auch seine Augen anstrengte und sein Gehör schärfte: Er entdeckte nicht das geringste, das ihn irgendwie aufmerksam werden ließ.

Und doch gab es da jemand!

Die Frau und der Mann standen weniger als eine Steinwurfweite von ihm entfernt, mitten im Raum, direkt vor Hellmark, und doch konnte er sie nicht wahrnehmen.

Dabei waren sie nicht unsichtbar. Die Frau besaß eine schöne Figur, hatte langes, schwarzes Haar und ein Gesicht, wie von einem Künstler in einer Sternstunde aus einem Marmorblock gemeißelt. In königlicher Haltung stand die Fremde da. Der dunkelrote, mit Goldpailletten besetzte, weite Mantel, der durchscheinend war, brachte ihre Figur zur Geltung.

Der Mann an ihrer Seite war hager und trug ein schwarzes Gewand, in das er bis zum Hals gehüllt war. Der Kopf des Mannes neben ihr war bleich und knochig, die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Die Lippen des Begleiters waren schmal und verliehen dem Gesicht eine Härte, so daß man unwillkürlich auf den Gedanken kam, dieser Mann habe nie in seinem Leben gelacht und wisse überhaupt nicht, was lachen bedeutet.

Die beiden Menschen standen vor Björn Hellmark, und er wußte nichts davon.

»Das Gift beginnt bereits seine Wirkung zu zeigen«, sagte da die Frau. »Ich hätte nicht für möglich gehalten, daß es so schnell geht.« Ihre Stimme klang dunkel und verführerisch. Sie konnte einem Mann einen Schauer über den Rücken jagen. »Irgendwann ist eben jeder Weg mal zu Ende. Diesmal ist es der Weg Hellmarks alias Kaphoons. Er ist am Ende seiner Reise angekommen.«

»Warum töten wir ihn dann nicht«, sagte der Hagere an ihrer Seite.

Die schöne Frau hob kaum merklich die Rechte. »Ich habe meine Pläne und werde sie buchstabengetreu erfüllen. Einern besonderen Menschen soll man stets eine besondere Achtung entgegenbringen. Warum soll man jemand töten, der so mächtig und so interessant ist, Tantor? Solche Feinde soll man zu seinen Freunden, zu seinen Verbündeten machen. Da hat man doch viel mehr davon…«

»Wie willst du das machen?« sagte der Hagere wieder. Er wandte

zum ersten Mal den Blick und musterte die Herrscherin in dem goldumränderten Mantel scharf. »Gerade weil er eine Macht verkörpert, über deren wahre Wirkung er selbst noch nichts weiß, ist jede Minute, die er länger existiert, gefährlich und tödlich. Vergiß das nie!«

»Gerade weil ich das weiß, Tantor, kann ich mir nicht den geringsten Fehler erlauben. Er wird mir aus der Hand fressen wie ein Hund…« Sie lachte leise.

Der Mann mit dem kantigen Gesicht und den tiefliegenden Augen stieß scharf die Luft durch die Nase. »Ich hoffe, du weißt, was du tust… Ich würde anders entscheiden…«

»Ich weiß, Tantor. Aber danach ist nicht gefragt. Dein Rang ist uninteressant gegenüber der Macht, die ich verkörpere und die mir zuteil wurde, Dank Rha-Ta-N'my, unserer großen Göttin, die uns nie im Stich läßt. Ich – Apokalypta – werde dafür sorgen, daß Björn Hellmark jenen Mann tötet, durch den er praktisch noch mal auf diese Welt kam und Körperhaftigkeit annahm. Kaphoon wird sterben – endgültig und für alle Zeiten. Damit kann Hellmark in der Zukunft nicht wieder geboren werden, und seine Seele wird mir gehören. Ich kann mit ihm machen, was ich will. Wie eine Marionette werde ich mich seiner bedienen, und er wird widerspruchslos all das tun, was ich will. Mit Hellmarks Hilfe werden wir den Sieg über die weißen Priester erringen, die sich uns jetzt noch entgegenstellen. Aber Hellmark wird nicht auf ihrer Seite kämpfen – sondern auf unserer. Er wird Apokalypta unterstützen, jene Frau, die er achtet, die er liebt und begehrt. Jene Frau, die ewige Jugend ihr eigen nennt. Und diese Waffe ist für jeden Mann gefährlich…«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, löste die begehrenswerte Frau sich von der Seite ihres Begleiters und ging die letzten Schritte zu dem ahnungslosen Björn Hellmark. Sie stand praktisch auf Reichweite vor ihm, und der blonde Deutsche spürte nicht die Nähe der Feindin, in deren Falle er gegangen war. Er ahnte nicht, welch grausames Spiel Apokalypta sich für ihn ausgedacht hatte…

*

Inspektor Morrison ließ die Anruferin ohne Umschweife wissen, daß sich der Junge nicht mehr im Revier befand.

»Wo ist er hingegangen, Inspektor?« wollte Carminia Brado wissen.

»Keine Ahnung, Madam. Das hat er mir nicht gesagt. Ich nehme doch an nach Hause. Wenn Sie in der Lage sind, auf die gleiche Weise hier anzureisen wie der Junge, dann müssen Sie besser wissen als ich, wohin er sich gewandt hat…«

Morrison kratzte sich nachdenklich am Kopf. Manchmal glaubte er,

daß diese Stunden, die er jetzt erlebte, in Wirklichkeit ein Traum waren. Da strömte so viel auf ihn ein, was er in der kurzen Zeit gar nicht alles verdauen konnte.

Carminia Brado legte auf und wandte sich an Jeff Hutchinson, der müde, aber zufrieden noch immer damit beschäftigt war, seine Regale und Schubladen wieder einzuräumen.

»Ich hoffe, Sie haben erreicht, was Sie wollten, Madam«, sagte er beiläufig, als er sah, daß die Brasilianerin nicht mehr telefonierte.

»Leider nein, Mister Hutchinson. Pepe hält sich nicht mehr im Revier auf. Ich habe jedoch eine Vermutung, wo er jetzt sein kann. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir beide gemeinsam noch mal für einige Minuten hier auftauchen. Aber das wird dann bestimmt das letzte Mal sein…« Sie lächelte gewinnend.

Jeff Hutchinson winkte ab. »Aber das macht doch nichts, Madam. Sie haben einen so prachtvollen Jungen, wenn der nicht gewesen wäre, vielleicht wäre ich dann gar nicht mehr am Leben. Bei diesen beiden Galgenvögeln mußte man auf alles gefaßt sein.«

»Kommen Sie nur hierher, so oft Sie wollen – wenn das nötig ist! Solange Sie und der Junge es sind, mache ich mir da wenig Gedanken drum, obwohl ich das eigentlich sollte, nicht wahr? Ein Haus, in dem sämtliche Fenster versperrt, sämtliche Türen verschlossen sind, wo sich vor jedem Fenster ein Gitter befindet und in das dennoch nach Bedarf Sie und der Junge hereinkommen – mit dem hat es doch etwas Bestimmtes und Besonders auf sich. Und da Sie mir bisher noch nichts getan haben und auch offensichtlich kein Interesse zeigen, meinen Laden auszuräumen wie die beiden Gauner, habe ich eigentlich keinen Grund, Sie zu fürchten. Sie sind für mich so etwas geworden wie zwei gute Schutzgeister. Und da kann es mir doch egal sein, wie oft Sie hier ein und aus gehen…«

Jeff Hutchinson schien die rechte Einstellung zu dem Geschehen gefunden zu haben.

»Auf Wiedersehen, Mister Hutchinson«, sagte Carminia Brado noch.

Ihre Worte hallten nach, als sie schon längst nicht mehr zu sehen war.

Wie ein Geist war die schöne Brasilianerin wieder im Nichts verschwunden. Sie hatte sich in Luft aufgelöst, und die Stelle, an der sie eben noch gestanden hatte, war leer.

Carminia Brado versetzte sich nach Marlos. Ihr Verdacht war richtig.

Dort hielt sich tatsächlich Pepe auf. Sie fand ihn ins Gespräch vertieft mit Jim, dem Guuf, in einer der rustikalen, wetterfesten Hütten, die Rani Mahay mit ihrer Hilfe erstellt hatte.

Carminia Brado ging noch einige Schritte über den weißen,

weichen Sand. Große Palmen säumten das Ufer der unsichtbaren Insel. Weniger als hundert Schritte vom Ankunftsort der schönen, braunhäutigen Frau entfernt, zeigte das Ufergelände einen ganz anderen Charakter. Dort gab es eine felsige Bucht, die ein Baumeister errichtet zu haben schien. Das Gleichmaß der Blöcke und die Schönheit der Felsen waren wie eine malerische Idylle.

Dort vom lag die berühmte Geisterhöhle Hellmarks, in der sich die pyramidenartig zulaufenden Stufen mit den steinernen Thronen befanden und in der Björn seine Trophäen aufbewahrte.

Marlos war ein Bollwerk gegen die Mächte des Bösen. Weder Molochos, der Dämonenfürst, noch die mächtige Rha-Ta-N'my, noch einer der anderen Hauptdämonen war imstande, diesen Ort des Friedens und der Harmonie aufzusuchen. Eine geheimnisvolle Kraft, die die Insel wie einen Schutzmantel umgab, wies alle Einflüsse der Finsteren zurück. Diese Kraft wirkte ewig, brauchte nie erneuert zu werden und regenerierte sich selbst. Welche Kräfte dies waren, wußte auch Carminia bis zur Stunde nicht. Doch sie erhielt nach ihrer Rückkehr aus den magischen Gärten des Hestus' eine kleine Vorstellung davon, wie es wohl zusammenhängen konnte.

All die Geister des Guten, die Geister jener, die einst waren und nach Frieden und Harmonie gestrebt hatten, schienen sich auf geheimnisvolle Weise zusammengefunden zu haben und diesen Schutzschirm ständig zu erhalten.

Pepe und Jim, der Guuf, waren nicht schlecht erstaunt, als die Brasilianerin plötzlich in der Tür auftauchte. »Carminia!« entfuhr es dem schwarzgelockten Jungen.

Auch Jim grinste von einem Ohr zum anderen. »Carminia ist zurück!« rief er froh aus. Er vollführte einen Freudentanz.

Das sah grotesk aus. Und wer Jim nicht schon öfter begegnet war und ihm wirklich kannte, wäre erschrocken gewesen.

Jim war ein sogenannter Kugelkopf. Er war das Kind eines Dämons aus Xantilons Vorzeit und einer indischen Frau, die in diese Zeit entführt worden war. Der Junge mit dem furchteinflößenden Äußeren war jedoch eine Seele von Mensch. Er hatte das Herz auf dem rechten Fleck, und wer ihn näher kannte, mußte ihn einfach gern haben. Björn Hellmark hatte den Guuf, der von seinen eigenen Rasseangehörigen und von den Menschen verfolgt wurde und einige Zeitlang versteckt in einem Keller ein tristes Leben fuhren mußte, kurzerhand mit nach Marlos genommen, wo er sich wohl fühlte und zum ersten Mal in seinem Leben mit Menschen zusammentraf, die ihn akzeptierten und anerkannten.

Es wurde ein frohes Wiedersehen, als sie sich alle so unvermutet begegneten.

»Aber nun hoffe ich, daß ihr auch hier bleibt!« sagte Jim.

Von Fall zu Fall tauchten auch Tina Marino und Anka Sörgensen auf Marlos auf, um sich mal wieder bei den Freunden zu zeigen.

Die beiden jungen Frauen befanden sich bei ihren Familien, und Tina Marino drehte zur Zeit einen Film. Doch sie nützten auch bei diesen Gelegenheiten ihre Möglichkeiten, Verbündete zu suchen, die Hellmark in seinem Kampf gegen die Mächte der Finsternis unterstützten.

»Leider nein, Jim«, mußte Carminia Guufs Freude dämpfen. »Wir müssen wieder zurück. Es gibt noch so viel zu tun. Aber wenn du gern mit möchtest, steht dir nichts im Weg.«

»O ja!« freute sich Pepe. »Ich glaube, wir beide haben uns eine Menge zu erzählen…«

Carminia lachte. »Da gibt es wohl nicht nur viel zu erzählen, sondern ’ne ganze Menge Unfug wird euch in den Kopf kommen!«

Aus Erfahrung wußte sie, wenn Jim und Pepe zusammen waren, dann hing der Himmel nicht nur voller Geigen. Die beiden lagen sich immer wieder in den Haaren, maßen ihre Kräfte, und wer sie manchmal so raufen sah, konnte sich nicht vorstellen, daß sie dennoch dicke Freunde waren.

»Wie kommst du eigentlich hierher?« fand Pepe endlich Gelegenheit, auch diese Frage loszuwerden. »Weißt du eigentlich, was geschehen ist?«

Die Brasilianerin nickte und erzählte davon, daß sie gerade noch sah, wie Pepe, in dem geheimnisvollen, runden, spiegelartigen Gebilde im Boden verschwunden war.

»Und dabei hatte ich in einem der Tempel einen Hinweis entdeckt«, schloß sie ihre Ausführungen. »Dies zum Glück! Auf diese Weise konnte ich dir sofort folgen.«

»Aber wir können nicht mehr zurück«, sagte der Junge schnell. »Hast du dir überlegt…«

Als er Carminias Nicken sah, unterbrach er sich. »Aber natürlich, Pepe. Alles ist geregelt. Und deswegen bin ich dir nachgelaufen, um dich auf das, was ich gefunden habe, aufmerksam zu machen…«

Sie zeigte es ihm.

In ihrem Gürtel unter dem leicht fallenden Gewand, das sie trug, steckte eines der rätselhaften, pilzförmigen Gewächse, die Pepe in Massen aufgefallen waren. Vorsichtig löste Carminia den wie aus gläsernem Gespinst gewebten Gegenstand aus dem Gürtel.

»Damit, Pepe, ist es jederzeit aus allen Himmelsrichtungen möglich, wieder in den Garten des Hestus’ zurückzukommen. Paß auf, was ich dir jetzt zeigen werde…«

Mit diesen Worten löste sie ein Segment aus dem Pilz – ohne die geringste Kraftanstrengung.

Die Schnitte fielen förmlich in ihre Hand.

Das halbmondförmige Gebilde wirkte unter der mattschimmernden Oberfläche porös und wie mit Kupferfäden durchzogen. Mit geschickten Fingern begann Carminia Brado aus Bast *eine* Schnur zu flechten, die sie durch das obere Ende des halbmondförmigen Gegenstandes zog. Diese Kette band sie dann Pepe um den Hals.

»Was soll das?« fragte der Junge.

»Das wirst du gleich sehen.«

Bevor sie Näheres erklärte, löste sie ohne besondere Anstrengung ein weiteres Segment aus dem Pilzkopf und begann eine neue Schnur zu flechten. Sie fertigte damit auch für Jim den gleichen Anhänger an.

»Das ist eines der Geheimnisse, die mir im Tempel klar wurden«, berichtete sie dann. »Der Tempel ist wie eine Station. Dort befinden sich in verkleinertem Maßstab in einer schwebenden Kugel die gleiche Mulde und in Miniaturform die gleichen Pilze, wie sie auch dir aufgefallen sind, Pepe. Als König Hestus und seine Getreuen von der Welt fliehen mußten, die sie lieb gewonnen hatten, und sich unter dem Erdreich eine neue Welt schufen, da stand ebenfalls nach wie vor ein Gedanke im Mittelpunkt ihres Denkens. Das Böse auszumerzen und es zu bekämpfen, wo immer sie es antrafen. In dem, was wir als eine Art Spiegel bezeichnen, in jenem runden Gebilde inmitten des Palmenhaines, sammelten sich ihre Gedanken, und an jenem Ort wurde aus dem Nichts Materie wie zu Beginn der Zeiten, als aus dem Nichts, das hier noch erfüllt war von einem großen, schöpferischen Geist, die Planeten, Sonnen und Universen entstanden. Denn ohne den Geist kann nichts werden. Er ist alles! Ich habe nicht alles begriffen, doch glaube ich so viel verstanden zu haben, daß die Männer um Hestus, die sich im heiligen Palmenhain versammelten, offensichtlich in der Lage dazu waren, Geist, Seele und von Fall zu Fall auch den Körper an jeden beliebigen Ort zu versetzen, wo gerade ein Unheil geschah. Die Kräfte aus jener Zeit wirken auch heute noch nach. Du hast sie durch einen Zufall entdeckt – aber du warst nicht über den gesamten Komplex unterrichtet. Es war dir nur möglich, den einen Weg zu gehen, und du bist dort angekommen, wo ein Mensch Ängste ausstand und in Not geraten war, ohne sein eigenes Verschulden. Wärst du in ein anderes Segment gelangt, würdest du mit Sicherheit auch an einem anderen Ort angekommen sein. Die Möglichkeiten sind unzählbar. Jedes Segment eines jeden Abschnittes ist gleichbedeutend mit einem bestimmten Punkt unserer Erde. Die Rückkehr an den Ausgangspunkt ist jederzeit möglich. Durch diese Gebilde. Wie die Segmente in dem Gebilde, so stellen auch die pilzförmigen Gewächse, die ebenfalls offensichtlich auf den geistigen Einfluß jener Großen aus der Vergangenheit zurückzuführen sind, gewissermaßen den Schlüssel zur Rückkehr dar. Die pilzförmigen Köpfe lassen sich zerteilen in halbmondförmige Abschnitte. Einen solchen Abschnitt – dies wurde

mir im Tempel bewußt – muß derjenige immer bei sich tragen, der die Absicht hat, den Garten des Hestus' mit einem fernen Ziel zu verlassen. Unklar ist mir, ob die Halbmonde nur eine kurze Zeit ihre Wirksamkeit zeigen oder ob sie immer benutzbar sind. Diese Frage wird mit Sicherheit die nahe Zukunft beweisen… Und nun laßt uns zurückgehen. In den Gärten des Hestus' wartet noch manche Erkenntnis auf uns, die Björn und unseren Freunden von großem Nutzen sein werden.«

Carminia hatte vor, auch Hellmark so schnell wie möglich über ihre Entdeckung zu informieren.

In der Wohnhütte Björns und Carminias hinterließen sie eine schriftliche Nachricht für diejenigen, die hierher kommen durften und konnten. Carminia teilte in der Botschaft mit, wo sie sich aufhielten und gab den jetzt noch abwesenden Freunden zu verstehen, daß sie immer wieder mal hierher nach Marlos kommen würde, um neue Informationen entgegenzunehmen. Die Mission, wegen der Camilla, Alan, Tina und Anka unterwegs waren, war nicht minder bedeutungsvoll wie das, was sie in den magischen Gärten des Hestus' noch weiter zu erforschen und zu ergründen gedachte.

Zu dritt verließen sie Marlos.

Nur dort, wo das geistführende Segment sie hingeführt hatte, konnte auch die Rückkehr erfolgen.

Carminia, Pepe und Jim versetzten sich in das Hinterzimmer des Juweliergeschäftes.

Die schöne Brasilianerin organisierte ihre Ankunft so, daß sie die erste war, die dort eintraf. Es war mit Pepe und Jim verabredet, daß sie beide umgehend folgten, sich aber dann sofort der Wand zuwandten, wo der Endpunkt der Kräfte aus den Gärten des Hestus' sich befand.

Hier an dieser Stelle müßte irgendwann in grauer Vorzeit einst ein bestimmter Ort gewesen sein, der die Männer um König Hestus veranlaßte, sich zu zeigen. Dies alles war zu einem Zeitpunkt geschehen, als es noch kein New York im heutigen Sinn gab, als Manhattan noch von wilder Ursprünglichkeit war und möglicherweise noch kein Mensch seinen Fuß auf diesen Erdboden gesetzt hatte.

Carminia wollte unnötigen Erklärungen wegen des Auftauchens von Jim ausweichen. Jeff Hutchinson war zwar ein verständiger und sympathischer Mann, doch das alles würde zuviel für ihn werden, wenn er nun noch dem Kugelkopf begegnete, für dessen Auftauchen er sicher nicht das geringste Verständnis aufbrachte.

Sollten sie ihre Wege noch mal hierher führen, was Carminia jedoch nicht erwartet, dann wollte sie diese notwendige Erklärung noch geben. Doch im Augenblick sah sie keine Veranlassung dazu.

Sie hoffte, daß ihr Plan sich lückenlos erfüllte.

Jeff Hutchinson fuhr nicht mal zusammen, als die schöne, junge Frau plötzlich wieder vor seinem Schreibtisch auftauchte. »So langsam hab' ich mich an Ihren Anblick gewöhnt«, sagte er, ohne jegliche Überraschung in der Stimme. »Wenn das so weitergeht, werde ich wohl die Tage als merkwürdig empfinden, an denen Sie nicht auftauchen. Wie war's, schöne Frau – würden Sie nicht Gewohnheit von Ihren regelmäßigen Besuchen machen?«

Carminia lächelte charmant. Ihre weißen Zähne schimmerten wie Perlen in ihrem braunen Gesicht. »Lieber nicht, Mister Hutchinson! Da wäre nämlich jemand sehr eifersüchtig. Und das möchte ich gern vermeiden…«

Sie kam um den Tisch herum. Der Juwelier hatte in der Zwischenzeit die Aufräumungsarbeit beendet. Die Türen der Schränke und die Schubladen am Schreibtisch waren verschlossen.

»Kommen Sie, Miss«, sagte Hutchinson unvermittelt. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen…«

Er führte sie in den Laden, wo er Licht anknipste. Draußen auf der Straße herrschte kaum Verkehr. Es war drei Uhr nachts.

»Eine ungewöhnliche Zeit, ich weiß«, fuhr der Mann fort. »Aber es war auch ein ungewöhnlicher Abend und ein nicht minder ungewöhnliches Abenteuer. Kommen Sie, Miss – hier, schauen Sie sich das an! Ja, die Ringe. Ich möchte Ihnen einen davon schenken. Aus Dankbarkeit dafür, daß Sie einem so prächtigen Jungen das Leben geschenkt haben. Ich stehe in Pepes Schuld. Ich habe selbstverständlich auch noch ein Geschenk für ihn.«

Mit diesen Worten griff er in sein Jackett und entnahm seiner Brieftasche einen Hundert-Dollar-Schein. »Bitte nehmen Sie ihn, Madam. Das ist nur eine kleine Anerkennung für ihn. Pepe soll sich kaufen, was er sich wünscht.«

»Das ist nicht nötig, Mister Hutchinson. Nein, das kann ich nicht annehmen…«

»Keine Widerrede! Er wird sich bestimmt freuen…«

Der Junge, von dem er gerade sprach, war in diesem Moment nur wenige Schritte entfernt. Das bekam Mr. Hutchinson jedoch nicht mit. Er registrierte auch nicht die Anwesenheit einer dritten Person in der Gestalt von Jim, dem Guuf.

Pepe und Jim berührten fast zur gleichen Zeit – genau wie Carminia es ihnen gesagt hatte – das amulettartige Anhängsel an ihrem Hals. Im gleichen Augenblick lösten sie sich auf, als ob es sie nie gegeben hätte.

Carminia blieb noch einige Minuten länger. Sie lehnte es ab, einen Ring anzunehmen.

Dafür zeigte Jeff Hutchinson kein Verständnis. »Wären die beiden Gangster zum Zug gekommen, Madam – mir wäre ein viel größerer

Schaden entstanden. Hier aber mache ich ein Geschenk. Mir macht es Freude und demjenigen, den ich beschenken will, hoffentlich auch.«

Carminia Brado zog sich geschickt aus der Affäre, indem sie angab, sich im Augenblick nicht unter den Ringen entscheiden zu können, die Hutchinson ihr vorlegte.

»Das ist ein Grund zum Wiederkommen«, meinte sie. »Ich werde bei Gelegenheit gern auf Ihr Angebot zurückkommen. Einverstanden?«

»Okay, Madam. Das ist ein Wort. Ich freue mich schon, Sie wieder zu sehen…«

Zwei Minuten später war Jeff Hutchinson zum dritten Mal in dieser Nacht allein.

Er sah der fremden, dunkelhaarigen Frau nach, die hochaufgerichtet und stolz, aber nicht arrogant zur Wand des Hinterzimmers ging und dort von ihr aufgesogen zu werden schien…

*

Nicht minder schön war die Frau, die vor Björn Hellmark stand, die er jedoch nicht sah.

Apokalypta, die ewige Unheilbringerin, führte beide Hände über Hellmarks Gesicht.

Leise murmelte sie unverständliche Worte.

Mit Björn ging eine Veränderung vor. Er fühlte, daß irgend etwas mit ihm geschah, konnte es jedoch nicht bekämpfen, nicht mal zurückdrängen.

»Du gefällst mir«, wisperte Apokalypta, doch Björn vernahm nur ein leises Raunen, dessen Herkunft er nicht ergründen konnte. »Ich möchte, daß du an meiner Seite bleibst. Sie alle wollen dich töten. Ich halte das für unnötig. Im Gegenteil! Dein Leben wird auch das unsere stärken. Denn durch dich werden wir manches erfahren, worum wir seit einiger Zeit vergebens kämpfen müssen. Ich werde dich brauchen. Einen Kämpfer wie dich findet man nicht jeden Tag. Einen so starken und gutaussehenden Mann nicht minder…«

Mehrmals führte sie ihre Hände kreisförmig vor seinem Gesicht auf und ab.

Hellmarks Blick veränderte sich. Plötzlich vergaß er, woher er kam und was er wollte. In seinem Innern schlug noch eine Alarmglocke an, und er bemühte sich, den Gedanken zu erfassen, der dort auftauchte. Doch die Dinge waren schon zu fern, zu schwach, sie verblaßten mehr und mehr, und neue Eindrücke nahmen ihm gefangen.

»Du wirst wissen, wer du bist. Auch ich werde dich Björn nennen. Aber alles, was du davor getan hast, wird dir unbekannt sein. Du wirst deine Freunde nicht mehr kennen, und wenn – dann wirst du sie nur noch wie Feinde behandeln. Apokalypta wird von nun an dein Leben

bestimmen, und du wirst das deine unauslöschlich mit ihr verbinden.

Du wirst Gefahren von mir nehmen und die bekämpfen, die versuchen, mich von meinem Thron zu stürzen, den ich mir hier auf Xantilon errichtet habe.«

Apokalypta führte ihren magischen Zauber fort.

»Du wirst dich jetzt abwenden und die mittlere der drei Treppen benutzen. An ihrem Ende wirst du eine Tür finden, durch die du gehen mußt. Dahinter liegt mein Palastraum mit dem ewigen Feuer der Jugend. In ihm werden wir gemeinsam herrschen und alle Feinde, die sich uns jetzt noch entgegenstellen, besiegen. Du wirst mit deiner Stärke und deinem Schwert jenen zu Leibe rücken, die Apokalyptas Stadt bedrohen.«

Ihre Stimme klang einschmeichelnd und verlockend. »Du wirst tun, was ich von dir verlange, nicht wahr?«

Da nickte der blonde Mann vor ihr überzeugend. »Ja«, antwortete er dann. »Alles, was du willst…«

Seine Stimme klang ruhig und natürlich und doch hätte einer, der ihn seit Jahren kannte, sofort festgestellt, daß Hellmark nicht mehr der alte war. In seinen Worten klang etwas mit, was es nie zuvor gegeben hatte.

Er hatte geantwortet – unter der massiven, hypnotischen Einwirkung der Kräfte, die Apokalypta aus dem Unsichtbaren heraus in sein Bewußtsein versetzte.

Aus dem Hintergrund heraus beobachtete Apokalyptas engster Vertrauter Tantor die Ereignisse. Tantor konnte sehen, wie der Körper der Frau sich aus dem Unsichtbaren löste und langsam Gestalt annahm.

Um Hellmarks Lippen spielte ein glückliches Lächeln, als er die Schöne zum ersten Mal in seinem Leben richtig sah.

Apokalypta war eine faszinierende, begeisterungsfähige Frau, in deren Bann er nach dem Ritual sofort fiel.

»So – und wie es einem Geliebten gebührt, noch anders – wirst du mich sehen. Und immer werde ich für dich so jung sein. Auch dir schenke ich ewige Jugend, wenn dein starker Arm mich weiter beschützt…«

Sie spielte ein gewagtes Spiel. Doch das durchschaute Hellmark nicht. Die Hypnose lähmte sein Hirn, sein kritisches Nachdenken.

Er wußte nur eines: Ich bin hier, gehöre hierher, und ich begehre diese Frau. Eine Vergangenheit gab es nicht mehr für ihn…

»Und nun geh! Ich erwarte dich… oben, im Feuer der ewigen Jugend…«

Zärtlich ließ sie ihre schlanken Finger über sein Gesicht gleiten, und ein wonniger Schauer durchrieselte ihn. Die Nähe dieser Frau weckte alle Stimmungen in einem Mann, der einem weiblichen Wesen

mit Haut und Haaren verfallen war.

Ohne ein weiteres Wort und ohne noch mehr Zeit zu verlieren, machte er auf dem Absatz kehrt, sein Körper straffte sich, als ob er neue Kraft gewänne, und er strebte mit federnden Schritten zur Treppe, die sie ihm genannt hatte. Björn Hellmark verschwand um die Biegung.

Im gleichen Augenblick wandte die Unheilbringerin sich um und warf einen triumphierenden Blick auf ihren Berater Tantor, der langsam auf sie zukam und ebenfalls aus der Unsichtbarkeit sich löste.

»Nun?« Nur dieses eine Wort sagte Apokalypta.

»Du spielst ein gewagtes Spiel. Du setzt alles ein… und kannst dabei alles verlieren…«

»Aber ich kann auch alles gewinnen«, sagte sie mit scharfer, überzeugender Stimme. »Keiner von euch konnte ihn bisher beseitigen. Ich gehe einen neuen und ungewöhnlichen Weg. Ich lasse ihn durch ihn selbst vernichten… Wenn es Kaphoon nicht mehr gibt, wird es auch einen Björn Hellmark auf der Erde nicht mehr geben. Und für mich wird der, der hierhergekommen ist und hier bleiben wird, für alle Zeiten mein Sklave sein…«

Mit diesen Worten löste sie sich auf wie ein Schemen.

Tantor stand allein in der großen, goldglänzenden Kuppelhalle, deren überladener Prunk einen Menschen atemlos vor Staunen gemacht hätte.

Björn Hellmark erreichte das Ende der Treppe und öffnete die Tür, die ihm angegeben worden war.

Dahinter fand er das Gemach jener Frau, die auf ihn wartete.

Auf einem großen Bett mit einem reich verzierten, aus seidenen Tüchern bestehenden Himmel lag eine Frau, die nur ein dünnes, durchsichtiges Gewand trug und deren Körper zart und verführerisch durch den Stoff schimmerte.

Das lange, schwarze Haar der Frau fiel in Wellen über ihre Schultern, und die Locken berührten ihre weißen Brüste, wo das Gewand leicht geöffnet war.

Die Szene hätte einen Maler auf Anhieb für ein Bild inspiriert.

Wie im Traum kam Hellmark zur Liegestatt, und Apokalypta schlang ihre schlanken, weißen Arme um seinen Hals.

Wie von selbst fanden sich die Lippen des Abenteurers und der Dämonin.

Er nahm diese Szene, dieses Ereignis wie selbstverständlich hin. Er kam sich vor wie ein Kämpfer, der nach langem Ritt nach Hause gekommen war und nun in die Arme der geliebten Frau sank.

Eine seltsame, rätselhafte Wirklichkeit nahm märchenhafte Züge an, als Apokalypta einmal kurz in die Hände klatschte.

Hinter den weich fließenden Vorhängen kamen Gestalten hervor.

Schöne, junge Mädchen, kaum bekleidet, kümmerten sich um das Wohl ihrer Herrin und ihres Herrn, den die ewige Unheilsbringerin verwöhnen wollte.

Lachend verschoben die angekommenen Dienerinnen das große Bett. Dahinter wurde ein Traum von einem Bad frei, wie man es nur in einem Palast erwarten konnte.

Björn Hellmark wurde entkleidet und von zarter Hand in dem großen, ovalen Bassin gewaschen. Duftende Essenzen wurden dem Wasser beigegeben und über sein Haupt gegossen. Er fühlte seine Lebensgeister zurückkehren und genoß die Freiheit, die er besaß und von der er nicht ahnte, daß sie nur eine Vorspiegelung falscher Tatsachen war.

Apokalypta streifte ihr Gewand ab und kam zu ihm ins Bassin. Nachdem sie beide gewaschen und abfrottiert waren, ging sie zum Ende des großen Baderaums, wo aus einer Bodenöffnung kleine Flammen emporzüngelten, die eine angenehme Wärme verbreiteten.

»Komm«, wisperte Apokalypta. »Nach dem Bad in den Wassern und den duftenden Essenzen nun eines im jugendspendenden Feuer der Schönheit.«

Sie breitete beide Hände über die Öffnung, und die Flammen unter ihr begannen zu wachsen, als hätten sie nur auf diese Geste gewartet.

Erst jetzt sah Hellmark auch, daß das Loch im Boden nur eine Mulde war, in der man bequem gehen konnte, ohne tiefer abzusinken.

Apokalypta machte es ihm vor. Sie ging in den Flammenvorhang, und Björn Hellmark fand dies ganz natürlich.

Die ewige Unheilbringerin erhielt sich durch magische Feuerkräfte ihre Schönheit, ihre ewige Jugend. Apokalypta hatte es zu Anbeginn der Zeiten gegeben, und sie würde noch an derenEnde existieren. Das Feuer war nicht zerstörerisch aufgebaut, es weckte neue Kräfte, regenerierte die erschöpften Zellen, und Apokalypta wand sich in den Flammen wie eine Schlange. Das Baden in diesem magischen Feuer tat ihr offensichtlich gut. Instinktiv erfaßte Hellmark, daß dies regelmäßig von Zeit zu Zeit der Fall sein mußte, um die Jugend nicht zu verlieren.

»Komm«, wisperte sie erneut. »Komm her zu mir in das Feuer! Du wirst es nie bereuen…«

Er folgte ihr wie ein Hund aufs Wort. Die Nähe dieser Frau zog ihn beinahe magnetisch an.

Dann umloderte das Feuer auch ihn, und Hellmark fühlte eine angenehme, prickelnde Wärme, die jede einzelne Zelle seines Körpers erfaßte. Er hatte das Gefühl, daß er sich auflud wie eine Batterie. Er merkte, wie seine Kräfte zunahmen, wie er sich in einem Maß wohl fühlte, als gäbe es überhaupt keine Sorgen und keine Nöte auf der Welt.

Er hätte später nicht zu sagen gewußt, wie lange sie in diesem magischen Feuer gestanden hatten. Als sie wieder nach draußen gingen, hüllten Apokalyptas Dienerinnen sie in seidig knisternde Mäntel, die sich förmlich an ihre Haut schmiegten.

In einem prunkvoll ausgestatteten Speisesaal wurden ihnen später auf goldenen Tabletts ausgefallene, lukullische Köstlichkeiten und wohlschmeckende Getränke gebracht.

»Laß es dir schmecken, mein Kämpfer«, sagte Apokalypta, ihm wohlwollend zunickend. »Ein Mann, der sein Schwert zu gebrauchen weiß wie du, sollte immer gut essen und trinken, um seine Kräfte zu behalten. Man weiß nie, wann es wieder nötig sein wird, das Leben der Geliebten zu verteidigen, nicht wahr?«

Björn lächelte freundlich. »Mein Arm wird immer stark genug sein, dich zu schützen. Ich werde es nie zulassen, daß jemand auftritt, der dir dein Geheimnis entreißt, der dich töten wird… eher würde ich mein eigenes Leben in die Waagschale werfen, um das deine zu erhalten…«

Apokalypta wollte noch etwas sagen. Die einschmeichelnde Musik, die von geheimnisvollen Instrumenten rührte, schien auf rätselhafte Weise aus allen Wänden gleichzeitig zu kommen und durchsetzte den ganzen Raum. Die Töne bewirkten eine Atmosphäre der Zufriedenheit.

Aber in die Klänge mischte sich plötzlich ein Geräusch, das sie beide zusammenfahren ließ.

»Kampflärm!« entfuhr es Apokalypta unnötigerweise. Dann sprang sie auf wie von einer Tarantel gebissen. Sie lief zum Fenster und starrte ins Freie. Hellmark war sofort neben ihr.

Was er sah, ließ seinen Herzschlag stocken.

Vom Fenster des Speisezimmers aus, das in einer der oberen Etagen eines ovalen Turmes untergebracht war, hatte man einen herrlichen Blick über die Landschaft.

Vor dem Palast, rund fünfzig Meter von diesem abseits stehenden Turm entfernt, befand sich hohes Mauerwerk, das die gesamte Anlage umschloß. Dahinter begann das freie Land. Es war hügelig, von zahlreichen Baum- und Buschgruppen durchsetzt, und bot zahlreiche, natürliche Versteckmöglichkeiten.

Von hier oben konnte man die Gegend jedoch hervorragend überschauen. Die ganze Landschaft schien zu leben. Tausende von Menschen wälzten sich wie ein Schwarm auf die Burgmauer zu, die den Palast Apokalyptas von der Außenwelt abgrenzte.

Die Menschen waren bewaffnet mit Stangen und Schwertern, mit Äxten und Beilen, mit Speeren, Pfeil und Bogen. Die meisten der Ankommenden waren in einfache, zerfetzte Kleider gehüllt, trugen oft nur noch Lumpen am Leib und wirkten ärmlich und im wahrsten Sinne des Wortes abgerissen.

Keiner von ihnen war beritten. Bis auf einen. Der führte einen prachtvollen Schimmel am Zügel und ging der Gruppe voran. Der Mann war blond, sauber gekleidet und sah aus wie ein schöner Barbar.

»Wer ist das?« wollte Björn Hellmark wissen.

»Wenn er bei ihnen ist, erhalten sie immer wieder Mut und neue Antriebskraft, einen Aufstand zu riskieren«, erfuhr er. »Die Masse fürchte ich nicht. Sie kann mir nichts anhaben. Ich werde sie vertreiben, wie ein heftiger Wind das verwelkte Laub auf den Straßen und Plätzen wegfegt. Dieser Mann dort unten ist Kaphoon, der Namenlose, der ›Sohn des Toten Gottes‹…«

Hellmark nickte. »Er ist dein Feind. Wer dein Feind ist, Geliebte – ist auch der meine! Ich werde ihn…«, mit diesen Worten griff er nach seinem Schwert und zog es mit scharfem Ruck demonstrativ heraus, »… töten…«

*

Drei Sekunden lang stand Rani Mahay wie erstarrt.

Dann gab er sich einen Ruck. Er wollte sich gerade in die Fluten stürzen, als das Wasser vor seinen Füßen gurgelnd aufrauschte. Der fischförmige Metallkörper stieß mit der Spitze zuerst aus dem Wasser, dann wurde Arson, der Mann mit der Silberhaut, in der offenen Pilotenkanzel sichtbar.

Er schüttelte sich und prustete.

Rani Mahay fiel ein Stein vom Herzen, als er den Freund sprechen hörte.

»So etwas kann passieren, wenn man sich allzu sicher fühlt«, sagte der Mann aus der Zukunft. »Da habe ich doch im letzten Augenblick tatsächlich den falschen Hebel erwischt. Auf Tauchstation zu gehen hatte ich nicht die Absicht…« Die beiden Männer brachen in erleichtertes Lachen aus.

Arson steuerte das Ursenschiff geschickt an den Rand der Bucht und brachte es zum Halten.

Dann nickte er. »Wir können’s riskieren. Schneller als auf diese Weise erreichen wir die andere Insel dort drüben gar nicht. Ich komme mit der Maschine hier gut zurecht.«

Rani Mahay legte die Stirn in Falten. »Bei dem Trip bin ich natürlich mit von der Partie. Ich hoffe, daß du diesmal nicht den falschen Hebel erwischst, Arson. Lust für ein Bad zu dieser Stunde habe ich nicht. Aber was dort drüben möglicherweise vorgeht, das interessiert mich schon…«

Der Mann mit der Silberhaut rutschte ein wenig nach vom. Mahay setzte sich hinter den Freund. Er saß dort wie auf einem Motorradsitz.

»Und nun halte dich fest, Kleiner«, sagte der Inder zu dem Kobold

auf seiner Schulter. »Es wird wahrscheinlich eine stürmische Fahrt werden…«

Seine Worte waren kaum verklungen, da betätigte Arson den Hebel, der das Flugschiff beschleunigte. Er zog die Geschwindigkeit rasch in die Höhe, und der Metallfisch jagte über die Oberfläche des Ozeans. Rasch näherten sie sich dem Landstrich, der vor ihnen aufwuchs wie der Buckel eines Ungeheuers, das schlafend im Wasser lag.

Arson hatte einen Blick wie ein Adler. Geschickt steuerte er die Insel von der zerklüfteten Felsenseite her an. Diese fiel steil und schroff ins Meer ab.

Auf der anderen Seite lagen in einer weiten Kette auseinandergezogen Kriegsschiffe der amerikanischen Flotte. Auf der Insel loderte noch immer Feuerschein. Die Flammen waren jedoch kleiner geworden.

Geschickt die natürlichen Voraussetzungen ausnutzend, lenkte der Mann mit der Silberhaut das Ursenflugschiff in eine unzugängliche Bucht, die auch von den Kriegsschiffen aus nicht einzusehen war.

»Ob sie uns auf ihren Radarschirmen haben?« fragte Rani Mahay mit einem Blick in die Runde. Die Schiffe lagen nahe genug, um mit bloßem Auge wahrgenommen zu werden.

Daß ihre Ankunft hier ganz unbemerkt geblieben war, konnte einfach nicht der Fall sein. Die beiden Männer wunderten sich, daß von den Kriegsschiffen aus nicht der geringste Versuch gemacht wurde, sie aufzuhalten oder wenigstens zu kontrollieren.

Sie waren beide für die Beobachter auf den Schiffen praktisch aus dem Nichts gekommen. Für die Seeleute war jener Teil K'hor Shans, von dem sie sich gelöst hatten, nicht wahrnehmbar. Das lag in einer anderen Dimension und hatte doch eine direkte und bequeme Verbindung zu dieser Welt. Dies jedoch schien erst möglich geworden zu sein, nachdem jener Teil von Xantilon wieder auftauchte.

Arson kam nicht mehr dazu, eine Erwiderung auf Ranis Worte zu geben. Die Dinge überstürzten sich.

Plötzlich Mündungsfeuer… Ein ohrenbetäubendes Donnern und Grollen erfüllte die Luft… Dann ein Krachen und Bersten.

Die Geschosse bohrten sich in den Fels, heftige Explosionen erschütterten die Nacht und rissen das Gestein auseinander.

Wie überdimensionale Hornissen schwirrten die scharfkantigen Steinbrocken den beiden Männern um die Ohren.

Whiss duckte sich. Wie ein Anhängsel klebte er an Mahays Schulter und kauerte sich, so dicht es ging, an dessen Nacken.

In der nächsten Sekunde klatschte ein Geschoß unmittelbar neben ihnen ins Wasser. Eine steile Fontäne zischte in die Höhe und ergoß sich über sie.

»Nichts wie weg hier!« brüllte Arson. Mit diesen Worten sprang er aus dem Boot und war schon auf dem Felsplateau, das wie eine Zunge ins Meer ragte.

Sie wurden beschossen…

Es war klar, daß man ihre Ankunft die ganze Zeit über beobachtet hatte. Die Verantwortlichen schienen eine völlig neue Strategie eingeleitet zu haben.

Waren die Männer offensichtlich zuerst angewiesen worden, sehr vorsichtig und mit Fingerspitzengefühl zu Werke zu gehen, so setzten sie sich nun – einer vermeintlichen Gefahr gegenüber – zur Wehr, die bisher mehrere unschuldige Menschenleben gefordert hatte. Denen auf den Schiffen war es nicht zu verdenken. Aus unerklärlichen Gründen waren Abgesandte von dort, Forscher und Boten, angegriffen und vernichtet worden. Niemand wußte, welche weiteren Gefahren noch entstanden und jetzt wurde konsequent zurückgeschlagen.

Der Boden vibrierte. Das Wasser war aufgewühlt, als ob ein unsichtbares Ungeheuer um sich schlagen würde. Feuerfontänen brachen aus dem Gestein. Und immer wieder Einschläge, Einschläge, Einschläge…

Auf die Insel ging ein wahrer Geschoßhagel nieder.

Die beiden Männer liefen geduckt über das Plateau. Feuer regnete vom Himmel herab, und es war ein Wunder, daß Rani und Arson nicht verletz' der gar getötet wurden.

Dann erfolgte eine ungeheure Detonation.

Ein weißglühender Ball stieg hinter den beiden Flüchtlingen auf, machte die Nacht zum Tag und ließ die Erde erbeben.

Rani warf einen Blick zurück.

Volltreffer!

Ein Torpedo hatte das Ursenflugschiff getroffen und es in Stücke zerfetzt. Die dort gespeicherten Energien wurden freigesetzt, und ein gewaltiger Glutball breitete sich nach allen Seiten hin aus.

Mehrere hundert Meter hoch waren die Flammenzunge und der dick aufquellende Rauch, der sich wie ein bedrohliches Gewölke zusammenballte.

Zahllose, glühende Steinbrocken fielen auf die Insel herab. Sie zischten durch die Luft wie riesige Feuerkäfer, bohrten sich durch die Erde in das weiche Moos und trafen zischend auf die Haut der beiden Fliehenden.

Rani und Arson schlugen um sich wie Wilde und rannten, was ihre Kräfte hergaben.

»Die sind verrückt geworden!« brüllte der Inder. »Die müssen doch merken, daß wir nichts gegen sie im Schild führten…«

»Dann lauf hin und sag's ihnen…«, stieß Arson mit belegter Stimme hervor. »Die schießen von nun an auf alles, was sich hier auf

der Insel bewegt. Da kommt keiner mehr so schnell her und sieht erst nach dem rechten. Das kann man ihnen auch schlecht verübeln…«

Die beiden Freunde liefen quer über die Insel Ihr Ziel waren die dunklen Gebäude. Dort hofften sie, einigermaßen sicher zu sein.

Das Donnern und Grollen verebbte nicht. Der Boden wurde erschüttert von den nicht mehr zählbaren Einschlägen. Ganze Geschoßgarben zerfetzten das Ufergelände. Da schlug eine Rakete in ein großes, düsteres Gebäude. Es zerplatzte wie eine Seifenblase. Hunderte von Steinbrocken wurden durch die Luft gepeitscht, und Mahay flog durch den Luftdruck zu Boden.

Das war einerseits sein Glück. Da, wo er eben noch gestanden hatte, jagten mehrere Steine heran und hätten ihm den Schädel zertrümmert.

Arson warf sich im Hechtsprung durch den Eingang und wirbelte sofort herum, als er sah, daß Mahay zu Boden ging.

Ohne auf sich selbst Rücksicht zu nehmen, jagte der Mann mit der Silberhaut zehn Schritte in den Hof zurück, packte den benommenen Freund am Arm und war ihm auf die Beine behilflich.

»Verletzt?« fragte er.

»Ich hatte noch mal Glück«, knurrte der Inder. Er zog den Kopf ein, und im nächsten Moment erreichten die beiden Männer das Haus, in dem sie auf Schutz hofften.

Sie jagten durch den langen Korridor, ohne zu ahnen, daß sie sich in jenem Gebäude befanden, das Björn Hellmark zum Schicksal geworden war.

Dann kam die große Halle mit den nach allen Seiten strebenden Treppenaufgängen.

Mahays und Arsons Absicht war es, die andere Seite des Hofes zu erreichen, in der Hoffnung, dort genügend Schutz zu finden, bis das Bombardement aufhörte.

Doch dazu kam es nicht mehr.

Fast zur gleichen Zeit liefen sie in den großen, magischen Kreis ein, der auf den Boden gezeichnet war.

Aus dem Kreis kamen sie nicht mehr.

Unsichtbare Kräfte griffen nach ihnen und wirbelten sie um die eigene Achse. Aus der blitzschnellen Drehbewegung konnte sich keiner von ihnen lösen.

Arson und Rani wurden in den Wirbel gezogen und erlebten das gleiche wie vor ihnen Björn Hellmark.

Sie gelangten auf die andere Seite des magischen Wirbels und blieben einige Zeit benommen auf dem Boden liegen, weil sie unfähig waren, ihre schmerzenden Glieder zu bewegen, die steif und ungelenk waren, als hätte Gift ihre Nerven und Muskeln geschädigt.

Dann wich die Lähmung langsam von ihnen.

Rani Mahay blickte sich in der fremdartigen Umgebung um.

Dies war das Innere eines Palastes, der groß und prunkvoll war, in dem aber die Menschen fehlten. Ein grüner Himmel spannte sich über ihm, ehe er erkannte, daß es sich um das Deckengewölbe handelte, das in dieser Farbe angelegt war. Auf dem grünen Untergrund waren zahlreiche seltsame Szenen gemalt, die aus einer fremden Mythologie stammten.

»Wo sind wir hier?« wisperte der Inder, Arson ernst anblickend.

»Keine Ahnung. Aber wir werden es wohl noch erfahren…«

Mahay wollte noch etwas sagen, doch seine Worte blieben ihm wie ein Kloß im Hals stecken.

»Whiss!« entfuhr es ihm erschrocken. »Er ist nicht mehr da. Er ist verschwunden…«

*

In der Umgebung schien er sich nicht aufzuhalten. Der kleine Kobold aus dem Mikroreich ließ mit keiner Geste und keinem Wort erkennen, daß er sich vielleicht irgendwo in der Umgebung verbarg oder zusammen mit ihnen hierher in diese Welt getragen worden war.

Rani und Arson blieben zusammen. Die Kernschatten der Wände und vor allem die Säulen- und Mauervorsprünge als Schutz nutzend, erreichten sie einen anderen Teil des Palastes.

Dann sahen sie die schönen, jungen Frauen, die sich hier aufhielten und offensichtlich für einen Herrscher oder eine Herrscherin die Arbeiten verrichteten.

Mahay und Arson verhielten sich ruhig und abwartend. Sie wurden nicht entdeckt.

Unbemerkt gelangten sie auf diese Weise durch Zufall in einen Raum, dessen hohe, großen Flügeltüren weit offen standen. Am anderen Ende des Raums befand sich ein Fenster, davor ein großer Balkon. Kampflärm und Schreie drangen durch das weit geöffnete Fenster.

Rani und Arson schlichen sich an. Im Schutz der gewaltigen, faltig fallenden Vorhänge verharrten sie in der Nähe des auf dem Balkon stehenden Paares. Es handelte sich um eine Frau und einen Mann. Er war hager und trug einen schwarzen Mantel, sie war in ein durchsichtiges Gewand gehüllt, so daß die Umrisse ihres wohlgeformten Körpers deutlich zu erkennen waren.

Mahay und Arson verstanden, was die beiden dort miteinander redeten.

»Ich kann ihre Felder verwüsten, ihre Städte in Schutt und Asche legen. Ich kann Feuer vom Himmel regnen lassen, und die Stürme gehorchen meinem Gebot«, sagte die Frau. »Erst vorhin habe ich

falsche Bilder über den magischen Kreis hinausgeschickt in die andere Welt, um Hellmark zu täuschen. Er meinte, Kaphoon gegenüberzustehen – doch in Wirklichkeit war es nur eine Projektion, eine Vision, die ich ihm schickte. Und auch diese Narren dort unten, die es wagen, in tausenden und abertausenden Exemplaren auf meine Burg zuzulaufen, werde ich durch meine Visionen zurückschlagen, ohne auch nur einen einzigen Finger krumm zu machen, Tantor. Übrig bleiben wird diesmal nur der richtige Kaphoon, der aus Fleisch und Blut, der von seinem eigenen, nach fast zwanzigtausend Jahre neu entstandenen, späteren Körper ausgelöscht werden wird. Es wird in der anderen Zeit nie einen Hellmark gegeben haben. Alle Versuche der weißen Priester, den Einflußbereich der schwarzen zurückzudrängen, werden vergeblich gewesen sein. Die Zukunft wird den Dämonen und damit uns gehören. Rha-Ta-N'my wird jeden Teil unseres Herzens, jeden Winkel der sichtbaren und unsichtbaren Welt ausfüllen, und ihr Wachsen wird kein Ende nehmen…«

Die Stimme klang kalt und grausam. Mahay lief ein eisiger Schauer übet den Rücken.

Er stellte sich auf die Zehenspitzen und schob vorsichtig den Vorhang ein wenig zurück, um besser durch die hohe, grünlich getönte Scheibe blicken zu können.

Es gelang ihm, über die geschwungene, verschnörkelte Balkonbrüstung zu sehen.

Das Land darunter – war ein einziges Schlachtfeld.

Wie Ameisen wirkten die zahllosen Gestalten, die sich dort heranwälzten.

Sie waren alle zu Fuß und mit Stangen, Speeren, Lanzen, Pfeil und Bogen, Schwertern oder einfach auch nur mit Knüppeln bewaffnet. Einer war unter ihnen, der führte einen prachtvollen, weißen Hengst am Zügel. Der Mann war blond und sah aus wie ein schöner Barbar.

Mahay schluckte. Das war Kaphoon!

Aus dem, was er sah, aus dem, was Apokalypta ihrem Vertrauten Tantor gesagt hatte, fing er an, sich das Bild zusammenzusetzen.

Dort unten war noch jemand. Auch er hatte *ein* Pferd. Es war weiß, und der Mann, der aus dem Tor der Burg nach draußen preschte, dem anderen entgegen, war in seiner ganzen Statur und seinem Aussehen ein getreues Ebenbild Kaphoons.

Das war sein Freund Björn Hellmark!

Björn schwang das ›Schwert des Toten Gottes‹…

Wollte er sich allein dieser ganzen Armee von Bewaffneten entgegenstellen? Das war Wahnsinn! Das war reiner Selbstmord, und Apokalypta schien es darauf anzukommen, Björn, der ihr aus irgendeinem unerfindlichen Grund hörig geworden war, ins Verderben zu führen.

Mahays Körper spannte sich. Er war entschlossen, Apokalypta und Tantor anzufallen und sich ihrer zu bemächtigen. Doch die Ereignisse hatten inzwischen ihre eigene Gesetzmäßigkeit entwickelt, und der Inder erkannte, daß er nicht auf die einfache Art zu einem Erfolg kam.

Am Horizont tauchte etwas auf, was er noch nie gesehen hatte. Es war groß wie ein Haus, und im Näherkommen wuchs es zu gewaltiger Größe heran, so daß die Menschen, die dort zu tausenden heraneilten, zu winzigen Punkten zusammenschrumpften.

Was sich da näherte, war – ein Reittier besonderer Art. Es handelte sich um eine gigantische Echse, die wie ein Pferd lief und einen langen, peitschenden Schwanz hinter sich herzog. Auf dem ungewöhnlichen, riesigen Reittier saß eine Frau von faszinierender Schönheit. In Siegerpose, beide Arme ausgestreckt, den Oberkörper hoch und stolz aufgerichtet, preschte sie heran. Sie schien mit diesem ungewöhnlichen Wesen förmlich verwachsen.

Die Frau hatte langes Haar und das Gesicht einer Göttin. Ihr ganzer Körper war in eine hauteng anliegende, stählerne Rüstung geschmiedet, und von ihren Armen aus spreizten sich stählerne Flügel, so daß sie aussah wie eine bizarre, furchteinflößende Fledermaus.

Apokalypta – die ewige Unheilbringerin, kannte keinen Pardon.

Sie raste in die Menschenmenge. Hunderte wurden niedergetrampelt, blieben verletzt oder tot liegen, andere schlugen mit Knüppeln nach dem Reittier, dritte wiederum warfen ihre Lanzen auf es, die anderen schossen ihre Pfeile ab.

Doch alles war nutzlos. Ebensogut hätten sie versuchen können, mit diesen Waffen in Fels einen Tunnel zu graben.

Das schuppige Tier war nicht verwundbar. Speichel troff von seinem Maul. Mehrere Zahnreihen standen dicht, sein Kopf stieß immer wieder nach vorn und schnappte nach den Opfern. Mit dem Schädel warf das Wesen seine Opfer beiseite oder erwischte sie ganz und gar mit den Zähnen.

Für die Unglücklichen gab es keine Rettung.

Rani Mahay hielt den Atem an. Die Frau auf dem Balkon und die dort unten auf dem Reittier waren ein und dieselbe!

Gab es – Apokalypta zweimal so wie es Björn Hellmark und Kaphoon gab?

War auch die Frau ein Geschöpf aus einer alten und einer neuen Zeit?

Mit dem furchteinflößenden Reittier verschaffte Apokalypta die dort unten groß war wie eine Riesin, sich Raum, und in hellen Scharen liefen die Menschen davon, die gehofft hatten, die Burg zu stürmen.

»Ihr werdet es nie schaffen! Nie!« höhnte die Stimme der Unheilbringerin auf dem Reittier weit über das Land, und es hörte sich

an, als ob eine grausame Göttin über ihnen spräche. »Wo jetzt eure Felder, eure Wälder, eure Äcker, Städte und Dörfer liegen, wird meine große Stadt entstehen, auf deren Rückkehr ich bis auf den heutigen Tag gewartet habe. Dir werdet nicht verhindern, daß Gigantopolis wieder dorthin kommt, wo es mal gestanden hat. Und auch euer armseliger Kaphoon wird das nicht verhindern!«

Kaphoon war der einzige, der nicht floh.

Verzweifelt schrie er nach den anderen, nicht aufzugeben und zu begreifen, daß es sich hier nicht um ein Wesen aus Fleisch und Blut, sondern um eine Vision Apokalypta handele.

»Sie schickt euch Trugbilder!« hallte seine Stimme über das Schlachtfeld. Sie wirkte schwach und leise in der Ferne unter Mahay und Arson und wurde übertönt von dem Schreien der Davoneilenden, von dem allgemeinen Lärm, der die Luft erfüllte. »Sie ist keine Gigantin, nicht so, wie sie sich hier zeigt! In Wirklichkeit steht sie dort oben auf dem Balkon des mittleren Turmes und blickt auf euch herab. Sie amüsiert sich über eure Angst und euer Grauen. Lauft nicht davon! Seht ihr sie denn nicht!«

Nein, die da liefen, sahen sie nicht. Für sie war Apokalypta – unsichtbar.

Arson und Rani Mahay konnten ganz deutlich beobachten, wie schließlich nur noch Kaphoon und Björn Hellmark aufeinander zugingen. Kaphoon, der Namenlose, der Sohn des Toten Gottes, war mit dem gleichen Schwert bewaffnet, das auch Hellmark in seinen Händen hielt.

Kaphoon hatte sich auf sein Pferd gezogen und preschte Hellmark mit gezückter Waffe entgegen.

Björn gab mit jeder Geste seines Körpers und seinen spöttischen Worten zu verstehen, daß er von dem Mann, der sich da anmaßte, Apokalyptas Thron umzustoßen, nicht viel hielt.

»Komm schon her, du Feigling!« hörte man deutlich Hellmarks Stimme durch die klare Luft hallen. Das Schlachtfeld war leer. Die, die vorhin noch jeden Quadratzentimeter Boden bedeckten, waren verschwunden und in heller Panik geflohen. Die Kriegsherrin Apokalypta, in deren Adern reines Dämonenblut floß, löste sich von einem Augenblick zum anderen auf wie ein Schatten.

Der Kampf zwischen Kaphoon und Hellmark nahm seinen Anfang.

Zwei gleichwertige Gegner fielen übereinander her. Was sich vor kurzem Hellmark noch als eine Vision in jener Burghalle gezeigt hatte, wurde nun knallharte Wirklichkeit.

Ihm gegenüber war diese Frau, die er meinte zu lieben und ohne die er nicht sein konnte, nicht mehr daran interessiert, nur hypnotische Bilder zu zeigen, sie konfrontierte ihn mit einer Wirklichkeit, um ihr eigenes Dasein zu verbessern und sich die

bestmöglichen Voraussetzungen für weitere Aktionen zu schaffen.

Sie hetzte Kaphoon und Hellmark aufeinander.

Kaphoon war ihr Feind. Als einziger schien er zu erkennen, daß sie verletzbar war, als einziger schien er zu wissen, daß er sie aus diesem Land vertreiben konnte, in dem sie sich scheinbar widerrechtlich aufhielt. Aber es gab offensichtlich keine für sie greifbare Möglichkeit, diesen Feind auf natürliche Weise zu hindern. Es gab in dieser Burg ganz offensichtlich niemand, der es wagen konnte, mit Kaphoon ein Duell auszutragen. Kaphoon selbst schien irgendein Schutzmittel gegen die grausamen Visionen zu besitzen, die Apokalypta zu schicken imstande war.

Dort unten vor dem Burggemäuer erbrannte ein erbitterter Kampf. Die Schwerter schlugen aufeinander, Funken sprühten, und das helle Singen der Klingen erfüllte die Luft.

Die Tatsache, daß Hellmark von Anfang einen deutlichen Vorteil gegenüber Kaphoon gewann, veranlaßte Rani Mahay, noch abzuwarten und nicht einzugreifen. Er wußte nicht, wie sein Auftritt hier sich auswirkte und in welche Gefahr er möglicherweise alle brachte.

Bisher sah es so aus, als ob Björn nur noch eine Marionette der Apokalypta sei und genau deren Willen erfülle. Direkte Todesgefahr bestand nicht, solange er so vorzüglich und geschickt kämpfte, um den vermeintlichen Gegner zu vernichten.

Hellmark schlug die tollsten Kapriolen. Von Kaphoon sagte man, daß er ein hervorragender Kämpfer sei, aber es schien, als ob Hellmark die Eleganz und Brillanz des Kampfes noch überbot. Er führte sein Schwert mit Bravour, und Kaphoon hatte Mühe, den kraftvoll geführten Schlägen auszuweichen.

Hellmark rochierte ständig. Es war ungeheuerlich, was er sich an Kräften abforderte.

»Er wird es schaffen«, murmelte Apokalypta ihrem Begleiter zu. »Er wird ihn schlagen und damit die Seele auslöschen, die sein späteres Leben in einer anderen Zeit und auf einem anderen Kontinent bestimmen wird.«

Also doch – Lebensgefahr für Hellmark!

Doch eine Bemerkung Apokalyptas widersprach der anderen. Hatte sie nicht selbst gesagt, daß sie diesen Mann für alle Zeiten bei sich behalten wolle, daß er – wenn Kaphoon tatsächlich durch seine eigene Hand starb – Björn an ihrer Seite behielt und damit die Gegenwart und die Zukunft der Erde entscheidend veränderte?

Rani wußte nicht, was er von der ganzen Situation halten sollte. Was er sah, was er erlebt hatte, war zu wenig, als daß er sich ein umfangreiches Bild von der Macht und vom Können dieser dämonischen Kriegsherrin machen konnte.

Arson schien es nicht anders zu gehen.

Aus den Augenwinkeln nahm Rani Mahay seinen silberfarbenen Freund wahr, der sich, gleich ihm, auf der anderen Seite des Vorhangs verbarg. Auch Arson wurde Zeuge der Vorgänge, und auch er handelte nicht.

Der Kampf zwischen Kaphoon und Hellmark entwickelte, sich so, daß Kaphoon mehrere Verletzungen davontrug und schließlich seinen Vorteil nur noch darin sah, die Flucht zu ergreifen.

Er gab seinem Pferd die Sporen und preschte in hohem Tempo davon.

Aber auch jetzt ließ Björn Hellmark nicht locker.

Mit hochgerissenem Schwert verfolgte er den Verletzten und setzte sich auf dessen Fährte.

Die beiden Kämpfer, die sich wie ein Ei dem anderen glichen, verschwanden hinter einer Bodenwelle, und zum ersten Mal lenkte Rani Mahay seinen Blick in die Feme der Landschaft, und er sah im Dunst des Horizonts die schemenhaften Umrisse einer unwirklichen Stadt mit zahllosen Türmen, mit lanzenartigen, spitzen Säulen, um die spiralförmig gewundene, schimmernde Bänder liefen, als handele es sich um Straßen, die sich aus der Tiefe in die Höhe des Himmels an den säulenhohen Türmen entlangwanden.

Riesige, geierartige Vögel, die langgezogen und spitz aussahen, umkreisten die seltsame Silhouette.

Auf diese ferne, aus dem Dunst sich schälende, bizarre Stadt zu bewegten sich Kaphoon und Hellmark.

Apokalypta lachte leise. »Es kommt, wie es kommen mußte. Gigantopolis, die Stadt der Alpträume, wird sich hier herabsenken auf das Tal und das ganze Gebiet beherrschen, wie es zu Anbeginn der Zeiten gewesen ist. Xantilon hat keine Zukunft mehr, Tantor…«

Der Angesprochene atmete tief durch. »Es scheint, Herrin, daß du recht behältst…«

Da wandten sich beide um.

Unwillkürlich hielt Rani den Atem an, als die schöne Frau an ihm vorüberging.

Mit einem Blick zur Seite verständigte er sich mit Arson, und dieser Blick besagte… jetzt oder nie! Wir müssen endlich wissen, was hier gespielt wird…

Fast zur gleichen Zeit sprangen sie nach vorn… wollten sie nach vorn springen…

Es ging jedoch nicht!

Ihre Füße standen wie festgeklebt auf dem Boden.

Da wandte Apokalypta den Blick, und die beiden Männer, die bereits die Vorhänge zur Seite gedrückt hatten, um sich auf Tantor und sie zu stürzen, standen wie erstarrt.

»Ich weiß die ganze Zeit schon, daß ihr da seid«, bekamen sie zu hören. »Glaubt ihr, daß Apokalypta so einfach zu hintergehen ist?«

Die Art und Weise, wie sie lachte, bewirkte eine Gänsehaut auf beiden Körpern.

»Ihr habt gelauscht. Nun gut. Dadurch wird sich, nicht viel verändern. Denn – ihr werdet beide keine Gelegenheit haben, das Gehörte auszuwerten. Tantor und ich werden Kaphoon und Hellmark folgen, um den Endkampf in Gigantopolis zu erleben. Und ihr beide werdet hier warten; bis wir zurückgekommen sind, werde ich wohl oder übel euren Anblick als steinerne Säulen ertragen müssen…«

Eine eisige Hand schien sich in Ranis und Arsons Herz zu krallen.

Steinerne Säulen?

Ja, sie hatte recht! Schon jetzt spürten beide, wie die Kälte von ihren Knöcheln das Bein aufwärts stieg und sie langsam leblos und kalt werden ließ.

Rani wurde noch klar, daß die unsichtbare Kraft der dämonischen Kriegsherrin sich – ohne von ihm registriert zu werden – die ganze Zeit schon auswirkte. Seine Unschlüssigkeit, sein Zögern… das war der Anfang gewesen… Normalerweise hätte er sich ganz anders verhalten.

Kristallklar wurde ihm das bewußt.

Doch jetzt konnte er nichts mehr daran ändern.

Das Gefühl der Kälte stieg höher, und er merkte, wie sein Körper erstarrte.

Apokalypta machte ihre Drohung wahr. Langsam, Millimeter für Millimeter, ließ sie das menschliche Fleisch zu kaltem, leblosem Stein werden.

ENDE